



Berlin, den 27. September 1902.

## Moritz und Rina.

Kressin, Fausta 1902.

Viellieber und Getreuer!

Weißt Du noch, mein tapfrer Vagienta, wie Du mit höherer Quartanerbildung mir die Kalendernamen erklärtest? Oben im Jasterburgischen, wo die Füchse einander Gute Nacht sagen? Beim Onkel Volte mit der Vorliebe für Wrangel und Schwarzauer, das Deine von je her vornehme Schwester nicht riechen konnte? Du weißt aber auch gar nichts mehr. Auf Madame Fausta hattest Du damals abgesehen. Von wegen Crispus. Sie kam auf Deiner Ekelliste gleich hinter der Potiphar. Hast sie ja sogar in der Badewanne, kurz vor dem Abschnappen, gezeichnet; selbst für marienbader Verhältnisse ein Bischen umfangreich. Und darum schreibe ich Dir heute. Gerade. Nicht den geringsten Grund, in Deinem schwarzen Bruderherzen liebliche Empfindungen anzublasen. Weder Grund noch Stimmung. Uebrigens will ich ehrlich sein und gestehen, daß es nicht parti pris war. Onkel Volte hatte in Bonn noch Niebuhr gehört und auf kleinen Zettelchen Alles notirt, was er sich aus den Vorlesungen und Büchern seines Lieblings einprägen wollte. Die gelben Dinger fielen mir beim Kramen vorgestern in die Hände. Natürlich schmökerte auch Dein verehrter Schwager (der überhaupt nichts Anderes mehr thut) darin herum; und sein röthlicher Gipfel strahlte, als er mir einen Wisch hinhielt, auf dem ich lesen durfte: „Die schönen Eigenschaften schwinden, welche die Fierde unserer Nation machten, Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe; Flachheit und Frechheit werden herrschend.“ Das sollte ich recht leserlich auf die Tischdecke sticken; der Mann habe die Be-

scherung wenigstens früh erkannt. Und nun ging's los. Immer mit dem Refrain: „Dein Bruder ist genau der selben Meinung.“ Die Nummer kann ich nicht mehr verdauen. Zum Glück ist man schließlich ein Frauenzimmer mit allen Chicanen. Mir tauchte der ganze Sommer vor — Pst! — Jahren auf, die Kahnfahrt mit den drei Russen, Deine Chose mit dem schwarzen Hännchen, Wondscheinsonate et le reste. Ungefähr Alles mausetot. Wie man's auch nimmt: es bleibt Unsinn, sich nicht an die anderthalb Menschen zu klammern, die Einem noch leben. Woher denn diese Epistel.

Leicht wird sie mir nicht. Theils dieserhalb, theils außerdem. Wir schlafen so sacht ein. Ich kann mich an Alles gewöhnen, sogar „an dem Einsamen“, wie Puttkamers Scheuerdonna sagte; aber dieser Sommer ging über die Hutschnur. Erst die Angst, ob man das Bischchen Gottesgabe von den Feldern trocken reinkriegt, und dann nicht ein anständiger Tag, wo man ohne Schirm und Mantel über Land konnte. Pflirsche wie eine mäßige Backpflaume, Trauben so hart wie Kommissleder; werden auch nicht mehr. Am Bierzehnten nach Trinatis fing ich, kurz entschlossen, zu heizen an. Seitdem ist's wenigstens mollig. Die Aussicht aber, so sieben, acht Monate hier im Pöbel zu liegen, kann wirklich auf die Akazien treiben. Und wenn ich das ReisetHEMA antippe, grinst Adolf nur. Im Sommer habe ich ihm nicht viel zugefegt; Marie war bei Deiner Altmutter Lotte gut aufgehoben und ich friere lieber im eigenen Hause. Konnte Deinen Wortbruch nicht mal übelnehmen. Hätten Dir doch nichts zu bieten gehabt. Bis Ostern aber halte ich's hier nicht aus. Es langt nicht, sagt er; für Berlin nicht und erst recht nicht für Paris. Alles habe weniger gebracht. Stelle Dir vor: dieses Menschenkind freut sich darüber, daß die paar Industriegechichten, die er riskirt hat, so faul sind. „Wird und muß noch viel efliger kommen“. Daß er eine erwachsene Tochter hat, die nicht verbauern darf, fällt ihm nicht ein. Du warst doch Diplomat, hast Dir Allerlei um dem Halse geholt und bei ihm einen dicken Stein im Brett. Wenn Du nicht ein Mittel findest, ihn wegzulocken, hast Du neben anderen Todsünden auch noch den Zusammenbruch Deiner Schwester auf dem Gewissen, die einst zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. (Bitte: steht in der letzten Censur unserer gemeinsamen Französin!) Doch was ist Euer Liebden die Schwester? Verschrumpelte Landpomeranze. Von Borvorgestern. Nicht dans le mouvement. Ich kenne die Melodie, als ob ich sie vom Blatt gespielt hätte. Schütze nur keine Müdigkeit vor! Habe in Deine Seele geblickt. Via Runo, der Sonntag hier war. Du sollst „entzückend“ gewesen sein. Einfach sprudelnd. So sehr, daß wieder allgemeiner

Zammer über politische Abstinenz. Darf ich ergebenst fragen, warum Du nicht auch hierher mal zu sprudeln geruhst? Bin ja, der Noth gehorchend, bescheiden geworden und maße mir schon lange nicht mehr an, die Herren der Schöpfung auf ihren hohen Geistesflügen zu begleiten. Ganz dumm und gefräßig möchte man auf seine alten Tage aber nicht werden. Runo schüttete ja einen ganzen Ruprechtsfack aus. War natürlich überall „mitten mang“ gewesen, Victor Emanuel, Mandover zu Land und See, und brachte Neuigkeiten die schwere Menge. Erstens aber fast lauter Personalien, aus denen ich mir nicht viel mache; und zweitens war er immer ein leichtes Tuch, das bei jedem Windhauch flattert. Nicht unsere Couleur. Das, woran mir liegt, kann man von ihm nicht erfahren. Nämlich: Wie der Hase läuft.

Sage mal: läuft er eigentlich überhaupt noch? Vielleicht kommts daher, daß Ihr mir die Sachen so gründlich verleidet habt. Du und Dein Schwager, der Anarchist. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß nichts mehr geschieht. Auch kaum noch verlangt wird. Dabei lese ich eifrig, was irgend an standesgemäßen Zeitungen heranzuschaffen ist, nehme aber an Weisheit nicht zu. Fleischnoth und solcher Hokusfokus. (In unserer Gegend ist für gutes Vieh kein ordentlicher Preis herauszuschlagen.) Glänzender Kavalleriesieg über das fünfte Corps. Glänzender Sestieg der „Hohenjollern“ über ein feindliches Geschwader. Glänzender Einzug in Posen. Intimität mit Italien. Noch größere mit Rußland. Revanchereden in Frankreich. Unverschämtheit der Amerikaner, die uns vorschreiben, wie wir Rumänien behandeln sollen; sind die Leute da drüben schon ganz verjudet? Das Alles ist doch entweder nicht ernst oder höchst fatal. Noch fataler die Bayerndepeche (obwohl ich, wie Du weißt, für die süddeutschen Bundesbrüder nicht viel übrig habe). Am Ende muß es aber doch auch Serioseres geben. Runos clou war die Behauptung, der Kriegsgökler gehe. Regt mich nicht weiter auf, selbst wenn es wahr ist, daß er gesagt hat, er könne die kresfelder Husaren nicht vor dem Reichstag vertreten. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Uebrigens glaube ich diese Sachen immer erst, wenn ich sie sehe. (Gesehig, nicht?) Freuen würde michs, weil ich für die Familie von je her ein faible hatte. Politisch aber Graupe wie Erbsen, ob ein anderer Dreistreifiger die Ordres ausführt. Gefingert wird doch Alles in der Behrenstraße. Mir kanns gleich sein. Den Plan, den Jungen in die Karmesinstreberei zu hegen, habe ich schon lange neben anderen Herzenswünschen bestattet. Und aus der Ochsentour werden sie ihn nicht stoßen, wenn nicht etwa sein père prodigue uns eines Tages eine Riesendummheit spendirt. Was allerdings sehr

möglich ist. Von seiner Geistesverfassung kannst Du Dir draußen keinen Begriff machen. Feuerroth ist nichts dagegen. Ich opponire nicht mehr; zittere nur noch, wenn wir Offiziere zu Tisch haben. Scheint aber, daß die Adolfe heute nicht selten sind. Auch ein nettes Zeichen der Zeit. Im Grunde hat er ja Recht. Fast mit Allem. Nur möchte mans nicht bei jeder Mahlzeit auf dem Teller finden. Neulich, als wir friedlich beim Einmachen saßen (Vottens Deputat geht pünktlich vor Erntedank ab), kam er dazu. Ich war auf schlechte Wiße gefaßt. Nein. „Siehst Du, Kleine, (vor der Mamsell!): Das nenne ich Politik. Vorsorgen. Ehe die Spätkirnen reif sind, an den Winter denken. Denen in Berlin fällt's nicht ein. Die sind heilfroh, wenn sie noch bis übermorgen zu knabbern haben. Keine bessere Klitsche wäre heutzutage mit solchen Grundsätzen zu halten; da oben aber geht's. Pourvu que cela dure!“ Und dann die üblichen Prophezeiungen: Windbruch, Krach und so weiter. Das sind so seine household words. Billiger thut ers nicht. Alles kracht. Früher hielt er doch große Stücke auf die Armee. Aus. Baut mir das Manöverbild auf die Kommode und beweist, daß die von S. W. geführten zwölf Kavallerieregimenter im Ernstfall einfach rasirt worden wären. Wenn so was möglich sei, solle man die kostspielige Geschichte lieber aufgeben. Als gemeldet wurde, die „Hohenzollern“ habe die Eisbarriere durchbrochen, war er drei Tage lang aus dem Häuschen; schnitzte Vorkenkähne, um mir klar zu machen, daß die erste Breitseite das Kaiserschiff in Grund gebohret hätte. Und mit diesem Spektakelstück bereift er jetzt die Nachbarschaft. Sei stolz: diesen Gatten hast Du der Schwester gefreit.

Du lachst. Ich nicht. Werde es auch nicht mehr lernen. Trotzdem ich über Manches hinweg bin. Alles, was Eure herrliche Ueberlegenheit mir so oft vorwarf, ist beigelegt. Empfänge, Einzüge: was in dieses Kapitel gehört, überschlage ich am Liebsten. Aber es giebt eine Grenze. Schließlich hat man sein Bißchen Leben an die Sache gehängt. Gespenster? Vielleicht für Dich. Du lebst in der Stadt, bist, wenn Du Deinem Inspektor wirklich mal auf die Finger guckst, ein vornehmer Fremder und hast keine Ahnung, wies auf dem Lande aussieht. Das mit den wankenden Thronen hat uns ja sicher geschadet und ich war zufrieden, als unsere Leute feierlich protestirten; denn diese Dinge braucht man nicht an die Wand zu malen. Uebertrieben wars aber nicht. Ganz ruhige Leute stimmen darin überein, daß es unglaublich böse steht. Wer nicht sämtliche Augen zudrückt und sich Watte in die Ohren stopft, kommt aus dem Skandal nicht heraus. Das Schlimmste: daß Keiner weiß, woran er sich halten soll. Wird's bis zu den Wahlen nicht anders, dann

können wir ein blaues Wunder erleben. Und man hat doch den Eindruck, bei der Zollgeschichte müsse es zum Klappen kommen. Adolf rechnet mit der Möglichkeit, daß noch vor Weihnachten gewählt wird, und freut sich wie ein Schneekönig auf die Strecke. Ich hoffe immer noch, daß plötzlich ein Trumpf angesagt wird, irgend Etwas, das Unsereinem einleuchtet und die alte Preußenfreudigkeit wiedergiebt. Und, siehst Du, deshalb muthe ich Deiner brüderlichen Liebe diese Trübsalbläserei zu. Du hast Beziehungen; tausendunddrei. Du hörst das Gras wachsen. Du mußt wissen, was die Glocke geschlagen hat, wie es überhaupt weitergehen soll. Zwei Köffel Trost brächten mich für 'ne ganze Weile auf die Beine. „Weiberneugier“? Wahrhaftig nicht. Man möchte nur orientirt sein und nicht hilflos auf dem Trocknen sitzen. Kannst Du nicht mal die zwei Köffel leisten, dann bin ich wenigstens im Klaren und kann mein Haus bestellen. Keinen Spott, bitte: sentimental ist's nicht gemeint. Dann kommen gewisse Kinderstubegefühlchen eben mit den Sommerjahren in die Bodenkammer. Und vielleicht giebt's dann noch eine glückliche Ehe mit Silberflitterwochen. Ich glaube, Adolf würde sogar dem Burgunder und anderen rothen Genüssen entsagen, wenn ich in sein Lager überginge. Sein alter Tollpunkt: daß er von den Nächsten nicht anerkannt wird.

Wenn Du mir, nebenbei, in drei Worten berichten könntest, was man bei Euch trägt, wäre es furchtbar nett. Meine geliebte Votte schwingt sich zu selbständigen Briefen schon lange nicht mehr auf. Rheuma ist ein guter Vorwand. Grüße sie trotzdem aufs Zärtlichste; und sie soll diesmal die Erdbeeren nicht wieder unverblüth stehen lassen; aufessen oder die Büchse fest zu. Nämlich Marie liegt mir wegen eines Reformkleides in den Ohren. Eine Tanzstundenfreundin hats ihr in den Kopf gesetzt. Was ich davon gesehen habe, war mauvais genre, nichts für unsere Kreise. Da sie hier aber so wenig vom Leben hat, will ich Deinen sachverständigen Rath einholen. Mir kannst Du doch nicht erzählen, daß Du außer Lotka noch nie ein weibliches Wesen angesehen hast. (Springe hier, falls Du den Brief zu Hause vorliest: ich weiß ganz genau, in welcher Gesellschaft Du neulich gesprudelt hast. On revient toujours . . . Meinnetwegen.)

Adolf ist auf Jagd. Für Eure Küche: also große nicht. Auch, wenn möglich, nicht seiner Gattin; denn sie ist Deine Schwester, die Du vor etlichen Jahrtausenden mal zu lieben behauptetest. Jetzt ist sie Dir unausstehlich. Macht nichts. Den Pflichttheil Deines alten Herzens kannst Du ihr nicht entziehen und bei dem Umfang, den dieses mit Recht so geschädigte Organ in Deinem Busen erreicht hat, begnügt sie sich damit und gelobt, bis Weib-

nachten mindestens Dich in Ruhe zu lassen. Kressin empfiehlt sich. Wir haben schon Nachtfrost und die Palme muß herein. Soll ich out in the cold bleiben? Ich warte. Aber nicht allzu lange.

Rina.

Berlin, Thekla 1902.

Große Patriotin und (noch immer) kleine Schwester!

Thekla ist besser als Fausta. Die wilden Thiere winselten Ehrfurcht vor der frommen Paulinerin und die Flammen schonten ihres keuschen Leibes. Also zu lesen in den Apostelapokryphen. Am Besten aber ist Rina; klug und kokett wie Konstantins hübscher Racker, tugendhaft und tapfer wie die Jungfrau aus Jonion. Das edelste Exemplar einer auch sonst nicht ganz unwürdig vertretenen Gattung. Bereit, für ihren Vorussenglauben in den Cirkus zu gehen (wobei weniger an Busch als an Menagerie zu denken) und in der unmöblirten Höhle von Seleukia zu wohnen. So viel über die „Unausstehliche“, die verlorene Liebe, den Pflichttheil und das ganze Arsenal der Anzüglichkeiten. Ich bin lieblos, vernachlässige Dich, trinke Cyprier, küsse schöne Mädchen und habe Beziehungen bis in die Puppen. Kenne ich Alles längst. Und da Dir's offenbar Vergnügen macht, einen züchtigen Greis im Silberhaar so auf Briefbogen zu malen, muß ich's eben leiden und mich mit der Gewißheit trösten, daß Du kein Wort von all dem Zeug glaubst. In meinen Jahren fühlt man sich durch Alles, was nach *dépit amoureux* schmeckt, geschmeichelt. Selbst wenn es von einer Schwester kommt. Selbst wenn? Gerade dann! Womit ich das Thema vom ungetreuen Bruder verabschiede und ergebenst anheimstelle, den Zweifel an meinen Gefühlen hinfürs im Kohlenkeller lagern zu lassen. Siebts Schimmelpilze: tant mieux.

Zunächst mal das Praktische. Reformkleid: *va bene*, wie der Kellner zu sagen pflegte, der uns bei Quadri protegirte. Ich könnte zwar, in anerzogener Korsettrömmigkeit, ohne diese glorreiche Erfindung selig werden. Aber so abschreckend wie die Anfänge sehen die neuen Modelle nicht mehr aus. Gesund soll's ja sein, getragen wird's viel, und da sogar Gerson es führt, kann Dein standesgemäßes Gewissen sich beruhigen. Sonst von Paris nichts Neues, so viel ich weiß. Weite Ärmel, flache Hüte, enge Röcke; so eng, daß .. ich lieber nicht davon rede. Topographische Aufnahme. Weiter. Kollektivdant *praenunmerando* für alles Gepflückte, Geschossene, Verlöthete. Revanche vorbehalten. Lieferung: Voko. Denn Ihr kommt natürlich. Wäre noch schöner, wenn Ihr in Pommerland einfröret. Deinen Jammermann will ich schon firr kriegen. Mir kann er nicht Angst machen; ich kenne seine Bilanzen und bin

sicher, daß es für warmes Abendbrot vorläufig noch langt. Natürlich haben wir jetzt Alle weniger; Dividende ist eben kein leerer Wahn. Er kanns aber ertragen, ohne mit Weib und Kind ins Armenrecht flüchten zu müssen. Ich verpflichte mich, an Milch der Greise heranzufahren, was gut und theuer ist. Außerdem erfreuen wir uns eines cordon bleu von Köchin, ders bei einem Bankdirektor nicht fein genug war und die Salmis von Bekassinen und Wachtelein à la gourmet macht, daß Adolfsens treue Auglein übergehen werden wie weiland des Alkoholisten von Thule. Beißt er auf diesen Köder nicht, dann habe ich stärkere Künste. Nichts Erotisches, Madame; ich bin längst aus der Manege und er, — na, ihn mußt Du schließlich kennen. Wenn ich ihm aber sage, daß es hier jetzt interessant wird, höllisch sogar, und daß er die Gelegenheit nicht versäumen darf, Dich durch den Augenschein zu belehren, dann landet er vor Simon und Juda in der Friedrichstraße; oder ich will mir den Rolandbrunnen für Lebenszeit in die Eßtube stellen. Das wird also prompt besorgt, auf Wunsch auch brieflich, und kostet nicht die kleinste Nothlüge. Denn meine Nase müßte alle ererbten Talentreste eingebüßt haben, wenn wir hier nicht nächstens sehr merkwürdige Dinge erleben.

Und da wären wir ja bei Deinem Sorgenkind. Danke der Nachfrage: es lebt noch; aber Staat können wir nicht mehr machen. Temperatur und Puls durchaus nicht normal. Prognose unsicher. Du forderst Deinen Quartalsbericht so decidirt, als ob man sich nur eine Stunde auf die Unausprechlichen zu setzen brauchte, um die sogenannte „Lage“ klipp und klar zu schildern. Lage! Siehst ja gar nicht. Windhunde wie Kuno haben gut bellen. Die leben in der Rangliste und fühlen den berühmten Athem der Weltgeschichte, wenn sie, ehe es raus ist, aufgeschnappt haben, daß Einer abgefäht wird. Alles, was Deine Weisheit über die Belanglosigkeit der Personalien sprach, unterschreibe ich mit lauter Grundstrichen. Gehäpft wie gesprungen. Stimmt ja, daß Gofler seit Krefeld verdorbenen Magen hat und drauf und dran war, die Galatafel zu verlassen, bevor die Husarenpastete herumgereicht wird. Doch solcher Schlag ist, wenns gerade bequem scheint, immer am Portepéc zu halten. Und an für dieses Metier brauchbaren Generalen fehlt's nicht. Interessanter ist schon das Horoskop des Laufcanaletto. Der aber ist in alle Sättel gerecht und jagt Schwarz an, wenn Alle glauben, er müsse passen. Die Ministerialherrlichkeit steht nachgerade ja so tief unter Pari, daß man auf die Namen kaum noch achtet. Wozu auch? Neuer Faden, alte Nummer. Nur die unverwundlich Optimistischen, wie meines Vaters bestgerathenes Kind, hoffen noch. Ich, wie die krefliner Egéria nicht seit vor-

gestern weiß, schon lange nicht mehr. Du selbst siehst jetzt ja schon schwarz, Adolf sieht schwärzer. Dein Ergebenster ist bereits beim Superlativ.

Nicht wegen der heraufziehenden Skandale. Lärm genug wird's freilich geben. Fleischnoth und Brotwucher. Kunstdepeche und Kanzlerverantwortlichkeit. Der Orden Sankt Johannis und die Tochter des Feldwebels. Toute la lyre. Ungefähr so ist's aber seit Jahren jedesmal, wenn die Parlamente in Sicht kommen. Das geht vorüber. Diesmal wohl nicht so glimpflich, weil alles Süddeutsche engagirt ist und das Centrum die Bauern überschreien muß. Außerdem letzte Session vor den Wahlen — immer geräuschvoll — und der Kanzler in ramponirter Montur. Mit Pflaudereien wird er das Rennen nicht machen und das Citiren haben die Wigblätter ihm verleidet. Wenn Adolfs Katastrophentheorie aber mit parlamentarischen Ungewittern rechnet, ist sie trotzdem schief gewickelt. Alles, was Dich aus seinem Munde so ärgert, ist unbestreitbar; auch seine Manöverjeremiade. Die Sitte, aus aller Herren Ländern Gäste zu laden, mußte das Schlußgagamen des Dienstjahres nach und nach in eine Parade umwandeln. Die Fremden sollen nicht in die Karten gucken: also glänzende Evolutionen. Bei dem Kavallerieangriff konnte man allenfalls noch zweifeln, weil der Zustand der aufzureibenden Infanterie nicht unzweideutig festzustellen war. Die „Hohenzollern“ aber wäre im Ernstfall, mit ihrem schwachen Luxuspanzerschutz, nach ein paar Minuten verloren gewesen, — und sie hatte den Kriegsherrn an Bord! Das mußten die Manöverrichter sehen. In politischen Dingen entscheidet der Erfolg, nicht die gute Absicht. Man wollte den Fremden imponiren und hat erreicht, daß überall gedruckt wird: Die deutschen Manöverbilder sind nicht ernst zu nehmen. Das hatten wir auf unjerem Spezialgebiet noch nicht gehört; jetzt lesen wir's alle Tage. Der alte Respekt ist eben fort. Daher auch die frechen Reden des französischen Kriepenadmirals und seines Konsorten. Früher undenkbar. Und wie haben wir drüber um Liebe geworden! Bei uns bildet man sich immer noch ein, draußen ersterbe Alles in Ehrfurcht oder würge an Meidgefühlen. Du lieber Himmel! Die Leute sind ja nicht verpflichtet, blind und taub zu sein. Wenn heute ein neues Portfolio herauskäme, würde der brave Michel Mund und Nase aufsperrn. Ist auf die ganz ungewöhnlich chaleureusen Reden, die S. M. in Posen den Russen hielt, aus Peterhof irgend eine Antwort gekommen? Stelle Dir vor, was wir sagen würden, wenns dem Sieur Loubet so gegangen wäre: und Du kannst ahnen, wie gezißelt wird. Ueberhaupt Posen! Der richtige marienburger Text — nicht „Uebermuth“, auch nicht „Frechheit“, sondern viel, sehr viel kräftiger — ist noch nicht gedruckt, den Betroffenen

aber natürlich längst bekannt. Kaisermandover in der Polakei stets bedenklich; unter diesen Umständen mußte man einen Vorwand zur Abjage finden. Polen ohne Polen geht beim besten Willen nicht, selbst mit Denkmalsenthüllung, byzantinischer Rednerei und dem loyalen Schlag eines „freudigen und bewegten“ Bürgermeisterherzens. Und über die Verbrüderung mit Italien brauche ich wohl nichts mehr zu sagen. Diese Sachen haben wir nachgerade oft genug durchgemacht; eine Verbesserung der Bilanz ist aber nicht zu merken.

Du meinst, ich röche die Stimmung nicht. Ach, mein gutes Kind: Du hochst immerhin noch auf preußischer Scholle, wo Tradition in den Knochen steckt. Was würdest Du erst sagen, wenn Du in die anderen Bundesstaaten hineinhorchen könntest! Da gehts tiefer; und . . . höher; in manchen ganz hoch. Glissons. Denn Briefpapier ist dünn. Um von Unversänglicherem zu reden: die Tarifsache war zu machen; ziemlich einfach, ohne Aufwand von besonderer Genialität. Mit dem Centrum, das die Furcht vor den katholischen Arbeitern der Regierung zugetrieben hätte. Jetzt, nach der Depesche, ist's schwerer, doch noch lange nicht unmöglich. Arenberg war in Norderney. Was zum Salon Schlippenboch gehört, zuckt die Achseln. Abwarten. Unsere Leute müßten, wie anno Miquel, die größten Esel sein, wenn sie nachgäben. Politisch wäre es mit den Junkern fürs Erste dann aus. Der Besizer schwört nun einmal, daß nur hohe Bölle ihn retten können. Illusion, aber unausrottbar. Das Vernünftigste wäre, den Tarif zur Wahlparole zu machen. Dann hätte man endlich wenigstens ein klares Bild realer Machtverhältnisse; und zu solcher Aufklärung ist der Apparat doch geschaffen. Sieht aber nicht danach aus, als sollte es kommen. Adolf kann den Degen noch ein Weilschen einstecken. Als letztes Mittel bleibt ja: Abschluß neuer Handelsverträge, für die dann Alles, was an Industrie und Handel interessiert ist, furioso ins Feuer geht. Sehen muß, weil die Folgen eines Zollkrieges nicht abzusehen wären. Das vergeßt Ihr agrarischen Wütheriche. Ihr lebt noch in üppigen Aufschwungsvorstellungen. Profit Wahlzeit! Bank und Umgegend sitzen fast eben so tief in der Tinte wie wir. Und keine Aussicht. Der schöne Traum vom florirenden Weltreich hat nicht lange gedauert. Du schiltst die Jantees, die sich auf ihre Art gegen jüdische paupers wehren und Europa munter foramiren. Heuchelei und humanes Gethue auch hier ekelhaft: d'accord. Wenn ihr Herz so zärtlich den rumänischen Juden entgegenschlägt, sollen sie gefälligst die ganze Sippschaft übers Meer holen. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Was Dich ärgert, ist erst der Anfang. Wir werden viel dreistere Zumuthungen erleben. Onkel Sams Familie ist unglaublich stark. Was in einem Jahrzehnt da geleistet worden

ist, geht auf keine Kuhhaut. Male Dir aus, wie es in fünfzig Jahren sein wird. Wir verzweigen, sind vollkommen wehrlos gegen solche Konkurrenz. Nun haben unsere Verbiegungen die Leute auch noch übermüthig gemacht. Sie wollen zeigen, daß sie zum arbitrium mundi (der Gatte hat ein Verikon) die Nächsten sind; mit Rußland werden sie leicht einig und England — das schließlich noch immer die robusteste Weltmacht ist — haben sie gleich beim ersten Versuch an ihrer Seite. Eine angenehme Gruppierung, nicht? Ja: so muß man die Dinge sehen, ehe man sich an Schlußfolgerungen wagt, und nicht immer glauben, der Erdkreis sei den Germanen erobert, weil bei uns irgendwo Fahnen herausgesteckt oder Illuminationen veranstaltet werden.

Wir Beide werdens nicht erleben. Wir bleiben die schlechten Patrioten, die Kurzsichtigen, die an die herrlichen Tage nicht glaubten. Mir ist's Salami. Und Nachwelt giebt's für kleine Leute nicht. Aber lustig ist's nicht, zu sehen, wie die Karre verfahren wird. Adolfs Beispiel vom Einmachen ist nicht so verdreht, wies Dir scheint. Voraussehen ist Alles. Wenn Du fünfzigtausend Büchsen mit Gartenerdbeeren füllst und Dir einbildest, den ganzen Haufen absetzen zu können, bist Du aufgeschmissen. Andere Leute, die für die Beeren die Hälfte, für den Zucker ein Viertel Deines Preises zahlen und denen ein Blechtruf die Büchsen halb umsonst liefert, kommen und fangen Dir die Kunden weg. Wir mußten uns bescheiden. 70 war eine Sache, von der man hundert Jahre anständig leben konnte. Oder, wenn die Gefahr des Erstickens eintrat, schnell einen neuen Krieg anfangen. So lange Landkriege noch möglich sind. Mit Geld, mit tropischer Produktivkraft können wir nun mal nicht aufwarten. Aber wir hatten — ich hoffe: haben — das beste Heer. Darüber läßt sich reden. Moralisch wäre es nicht gewesen, aber praktisch. Weltreiche sind nie mit reinen Händen gegründet worden. Man schimpft und hört wieder zu schimpfen auf: vide Großbritannien, dem alle Sittenregeln den Appetit noch nicht verdorben haben. Einen dritten Weg sehe ich nicht. Denn mit der Flotte kommen wir nie in die vorderste Reihe. Geldfrage. Da haben Andere den längeren Athem. Allmählich merkens die helleren Köpfe. Daher die Versumpfung, die Du spürst, der Mangel an schöpferischen Ideen, an „Freudigkeit“, wie Du's nennst. Wir leben seit Jahren von Surrogaten. Das ist manchmal nicht zu vermeiden. Wer Hadern nicht hat, muß Holzstoff nehmen, — wenn er durchaus Papier fabriziren will. Auf die Dauer aber wird's gefährlich. Wofür haben wir uns begeistert? Für Drechsus. Für Paulus Krüger. Sehr ehrenwerth. Bringt aber keinen Gewinn. Neulich sogar für die Familie Roosevelt. Jetzt ist der Salat angerichtet. Nach Süd-

amerika lassen sie uns nicht. Monroe-Doktrin. Und Europa zwingen sie ihre pax americana auf. Eines Tages ziehen sie einen Stacheldraht um die ganze Halbinsel und machen aus uns eine „Sehenswürdigkeit“. Barnum & Bailly. Ober: „So schrieb ich vor fünfzig Jahren“. Niezes Kinder fristen dann ihr Leben als Fremdenführer und zeigen den im Auto Herbeisauenden, wie um 1900 ostdeutsche Landwirtschaft aussah. Very nice. Ein Wrufenidyll, im Hintergrund gut beleuchtete Hünengräber mit Fugen vom alten Johann Sebastian. Mit Spanien fings an. Jetzt ist Rumänien an der Reihe. Nächstens müssen wir gehorsam abwarten, bis von drüben dekretirt wird, wie viele Soldaten wir halten, wie viele Maschinen bauen dürfen. Geburten werden kontingentirt und Nationaltrachten wieder eingeführt. Im Ernst: Da ist die Welt mit dicken Brettern vernagelt. In den Agrarstaat können wir nicht zurück, Pommerland ist abgebrannt und die Exportgenüsse gehen vor die Hunde. Unsere Hauptmacher zweifeln gar nicht; sie prophezeien, daß unsere Industrie, trotz Tüchtigkeit, nicht aus der Spielzeugschachtel kommt, wenn drüben noch zweimal zehn Jahre gearbeitet ist; und ginge es nach Ihnen, so schlugen wir heute lieber als morgen los. Mit der Admiralität über den Atlantischen Ozean hats nach Alledem gute Wege. Aber Bülow babet. Warum denn nicht? Ihn trägt's ja noch.

Dich auch. Deshalb sollst Du Dir das Bißchen Jammerthal nicht unter Thränen setzen. Ein paar Hoffnungsschleier und Gefühlsuhänge kannst Du ja in die Sommerkiste packen. Ohne Kampher: sie sind doch nicht mehr zu brauchen. Sonst aber hübsch auf Deck bleiben. Bist gut, wie Du bist. Das Theßlahafte kleidet Dich. Geh ruhig für Deinen Glauben in den Cirkus. Die Bestien heulen, beißen aber nicht. Du hast Deinen Herrgott, Beneidenswerthe; und Adolf, der auch nicht von Pappe ist. Rumkriegen darfer Dich nicht. Als politische virago bist einzig und er frißt aus der Hand, wenn Du ihm manchmal — aber nicht unter vier Augen etwa! — das Fell kraust. Geschicht nichts: auch gut. Viel besser, als daß Dummheiten gemacht werden. L'Allemagne se recueille und lernt resigniren. Dein Erbülow sorgt ja täglich für Wasserlantentelegramme. Und wenn die Throne wirklich zu wanken anfangen, — ja, dann wirds wohl Zeit sein. Die Haare, denke ich, sind auf den Häuptern gezählt? Kannst niz machen, Königliche Hoheit.

Zwei Köffel Trost? Den Artikel führe ich nicht. Lies Amos 4, puh das Mädel heraus und röste Dich in der Nähe des Nullpunktes an dem Bewußtsein, daß Du im kleinsten Deiner kleinen Finger mehr werth bist als

Dein heruntergekommener Bruder und hilfloser Dachgreis

Moriz.

## Don Heraflit zu Spinoza\*).

**I**n weiten Kreisen ist wieder die Theilnahme und das Verständniß für philosophische Fragen und Untersuchungen erwacht, nicht zuletzt im Kreise der Naturwissenschaft selbst. Was noch kurz vorher unerhört gewesen wäre, ließ sich jetzt vernehmen: Ein hervorragender Physiologe redete von „Grenzen des Naturerkennens“ und sogar das verpönte und in der That leicht mißzuverstehende Wort „metaphysisch“ taucht in dem Werk eines Physikers auf. Heinrich Hertz, dem wir die experimentelle Begründung der elektromagnetischen Lichttheorie, den Nachweis der Gleichheit der elektrischen Strahlen und der Lichtwellen verdanken, äußert in seiner Mechanik: „Kein Bedenken, daß überhaupt Eindruck auf unseren Geist macht, kann dadurch erledigt werden, daß es als metaphysisch bezeichnet wird; jeder denkende Geist hat als solcher Bedürfnisse, die der Naturforscher metaphysisch zu nennen gewohnt ist.“ Im Fortschritt des Naturerkennens sind von selbst auch die alten Fragen der Philosophie, die höchsten und umfassendsten Fragen des menschlichen Denkens, wieder in Sicht gekommen und fordern zu erneuter Untersuchung heraus. Und so mußte es sein. Je mehr die wissenschaftliche Erkenntniß, gleichviel, von welchem Gebiet aus, ihrem Ziele sich nähert, in eben dem Maße wird sie philosophisch. Ein Zeitalter der Wissenschaft, das mit dem Prinzip der Unzerstörlichkeit der Energie ein sämtliche Vorgänge in der äußeren Natur beherrschendes und verbindendes Gesetz entdeckt und mit der Lehre von der Abstammung und Entwicklung der Arten die philosophische Idee der Einheit des organischen Lebens in die biologische Wissenschaft hineingetragen hat, ein solches Zeitalter der Synthese ist, man mag es Wort haben oder nicht, ein philosophisches Zeitalter. Wissenschaft und Philosophie sind heute nicht mehr zu trennen.

Die Bewegung der Gegenwart zur Philosophie zurück hat noch eine andere Quelle. Lange hat man sich an den erstaunlichen Erfolgen der Naturwissenschaften begeistert, vielleicht dürfen wir sagen: berauscht. Die technischen Erfindungen, ein Ruhmestitel des neunzehnten Jahrhunderts, haben das materielle Leben umgestaltet; das geistige in ähnlicher Weise umzugestalten und weiter zu entwickeln vermochten sie nicht. Immer deutlicher empfinden wir vielmehr die Lücke, die durch Anhäufung von Reichthum und Macht nicht auszufüllen ist; zum Beweis, daß alle äußeren Mittel der Civilisation nicht ausreichend sind, wahre Kultur zu schaffen und den Menschen seiner ganzen Bestimmung näher zu führen.

\*) „Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart“ nennt Herr Professor Riehl ein Buch, das im November erscheinen wird und aus dem hier vorher ein paar Fragmente mitgetheilt werden sollen.

Aus der großen Zeit des Krieges, der uns die Einheit des Vaterlandes brachte, ist ein Geschlecht hervorgegangen, gährend, wie es die Art der Jugend ist, und nach Neuem verlangend. Im Drang nach anderen Zielen, nach einem neuen geistigen Gehalt für sein Dasein sah es sich vor die wesentlichen Fragen des Lebens gestellt, mit denen unter anderen, mit denen vor Allem die Philosophie sich beschäftigt. Daher die plötzliche und ausgebreitete Erregung, die von den Schriften Niezsches ausging. Wie ein Gewittersturm brausten die Aphorismen des tragischen Denkers aus dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts über die Zeit hinweg und rüttelten an den Grundfesten unserer ganzen bisherigen Kultur. Sie sollten aber nicht nur zerstören und die alten Werthe zerbrechen, sondern neue Werthe schaffen; und eben in Dem, was Niezsche verkündete, in den Idealen, wahren oder falschen, die er aufrichtete, lag das Geheimniß seines Erfolges. Niezsche glaubte, der Seher einer übermenschlichen Zukunft des Menschen zu sein; in Wahrheit war er „die Stimme eines Rufenden in der Wüste“, — und die Sehnsucht der Zeit nach Kulturerneuerung horchte auf diese Stimme.

Die Zeit ist eine andere geworden; und auch die Philosophie ist eine andere geworden. Sie hat umgelernt oder wird, wo sie es noch nicht gethan, umlernen müssen. Sie hat für immer dem Wahn zu entsagen, als könne es ihre Aufgabe sein, „Belräthsel“ zu lösen, noch dazu auf dem mühelosen Wege der Phantasie. Statt Erkenntnissen, die den Geist nähren und unseren Willen stärken, darf sie nicht wieder nur Opiate darbieten und den Verstand mit der Einbildung einer überschwänglichen Einsicht betäuben. Mit einem Wort: sie hat es aufzugeben, metaphysisch zu sein und hinter den Dingen Dinge zu suchen. Um aber der Verlockung dazu künftig widerstehen zu können, muß sie sich vor Allem ein deutliches Bewußtsein von ihrer wahren Bestimmung bilden. Das erste philosophische Problem ist heute die Philosophie selbst als Problem. Was will und soll, was war und ist sie?

Um die Beantwortung dieser Fragen dürfen wir uns nicht an irgend welche Aeußerung irgend eines Philosophen wenden; wir würden so nur eine vielstimmige Auskunft erhalten, deren Zusammenklang zu vernehmen, den Begriff der Philosophie schon voraussetzte. Es ist augenscheinlich, welchen Weg wir zu nehmen haben: nur aus der Geschichte der Philosophie läßt sich erkennen, was sie selbst sei und bedeute. Hier liegen die großen Aufgaben und Verdienste des Historikers der Philosophie. Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte der Entwicklung und der Verwandlung des Begriffes der Philosophie.

Name und Sache der Philosophie sind, schon das Wort verräth es, eine Schöpfung des griechischen Geistes. Es gab ursprünglich nur eine griechische Philosophie, das Werk eines noch mehr künstlerisch als wissenschaft-

lich veranlagten Volkes. Daraus müßte sich berufen, wer die Philosophie überhaupt für etwas rein Historisches halten wollte, für Etwas, das abgethan ist. Denn jene Philosophie, die Philosophie „an sich“, ist wirklich zur Geschichte geworden und wir können sie daher als ein Ganzes überschauen, als abgeschlossenen Thatbestand untersuchen und zum Verständniß bringen. Unsere allgemeine Frage nach dem Wesen der Philosophie hat sich damit zunächst in die besondere nach dem Wesen der griechischen Philosophie verwandelt. Was war, so fragen wir jetzt, was bedeutete die Philosophie in dem klassischen Zeitalter ihrer Entstehung, ihrer ersten Blüthe und Frucht?

Die Antwort, die die Geschichte auf diese Frage ertheilt, ist so einfach und bestimmt, daß es unmöglich erscheint, sie nicht richtig zu vernehmen. Philosophie, lautet ihre Antwort, war im Alterthum das Selbe wie Wissenschaft. Es gab im Alterthum bis zur alexandrinischen Zeit keine Wissenschaft außer oder neben der Philosophie. Die Philosophie ist der gemeinschaftliche Urgrund und Mutterchoß, woraus im Lauf der Zeit alle Einzelwissenschaften hervorgegangen sind; und vielleicht ist sie auch das höchste Ziel, worauf diese hinweisen, zu dem sie alle bei ihrer Vollenbung wieder zurückführen; vielleicht ist sie das antezipirte System der Wissenschaften.

Niemals aber hat es der Philosophie genügt, bloße Wissenschaft zu sein. Nicht nur der Kosmos — so von der schönen in ihr waltenden Ordnung nannte der ästhetische Sinn der Griechen die Welt —, nicht der sichtbare Kosmos allein in dem Schmutz seiner Erscheinungen, auch das Innere des Geistes war schon im Alterthum Gegenstand der philosophischen Betrachtung. „Im Inneren ist ein Universum auch“ und dieses Universum hat zuerst Sokrates der Philosophie erschlossen. Ein neuer Begriff der Philosophie war damit gefunden, ihr platonischer Begriff, wie wir ihn nach dem großen Nachfolger des Sokrates nennen wollen: die Philosophie der geistigen Dinge. Diese würde ihr Wesen mißverstehen und sich um ihre eigentliche Wirkung bringen, wollte sie sich selbst wieder als Wissenschaft ausgeben.

Man kann den menschlichen Geist nicht wie ein beliebiges anderes Objekt betrachten. Wenn die Psychologie in Verbindung mit der Physiologie seine Fähigkeiten und die Bedingungen ihrer Aeußerung analysirt und die Gesetze seiner Entwicklung, der individuellen wie der sozialen, erforscht, so stellt sie ihm gegenüber lediglich theoretische Fragen. Diesen aber ist es eigenthümlich, daß sie gerade das Wesentliche des Geistes nicht berühren. Die Wissenschaft als solche kennt den Begriff des Werthes nicht. Sie erkennt, aber sie beurtheilt nicht. Wie für den Pathologen Gesundheit und Krankheit physiologische Vorgänge von der gleichen Gesetzmäßigkeit sind, so unterscheiden sich wahre oder falsche Urtheile, gute und schlechte Handlungen, als Objekte einer rein psychologischen Untersuchung, nur in ihren Bedingungen

und ihren Folgen. Es giebt aber noch einen anderen als den rein wissenschaftlichen Blick auf das geistige Leben; und erst dieser zweite Blick, der die Werthe entdeckt, bringt in die eigentliche Welt des Geistes ein. Werthe entdecken, heißt aber zugleich: Werthe erleben, Werthe in sich neu erschaffen. Und darum ist die Philosophie, die von den Werthen ausgeht, nicht reine Wissenschaft; sie ist, wenn wir ein Urtheil aussprechen wollen, mehr, als Wissenschaft sein kann, oder, um es ohne Urtheil zu sagen, etwas Anderes als Wissenschaft: die Kunst der Geistesführung. Als eine „Form des Lebens“ bezeichnete Plato die Philosophie.

Alle geschichtlichen Anfänge sind anziehend und reizvoll gleich den Erinnerungen aus der Kindheit; und selbst das Unzulängliche, das ihnen anhaftet, empfinden wir mit Rührung und Sympathie. Auch die ersten Schritte und Fortschritte des philosophischen Denkens gewinnen für uns eine ganz andere Bedeutung, wenn wir sie eben als Anfänge betrachten, als die Anfänge der heutigen Wissenschaft. Nicht leicht ist es dem Menschen geworden, sein Denken aus der ursprünglichen mythologischen Hülle zu befreien; immer wieder fallen die alten „Physiologen“, die Vorgänger unserer Naturforscher, in die Sprache des Mythos zurück. So gleich der gewaltigste unter ihnen, der durch Abstammung und Gesinnung vornehme Denker, den das Alterthum um seiner Gleichnißreden und Räthselsprüche willen den „Dunklen“ nannte, Heraklit von Ephesus. Was er erschaut, ist das Gesetz im Werden, die Nothwendigkeit und das Maß im Geschehen. Mit dem Blick seines Geistes erfaßte Heraklit durch das scheinbare Beharren der Dinge hindurch den beständigen Fluß des Werdens: „Alles fließt, nichts bleibt stehen.“ Zwar redete Heraklit auch vom Feuer, durch dessen Wandlungen das Werden sich vollziehe, aber dieses Feuer ist selbst wesentlich Bewegung und Energie. An die Stelle der Beharrlichkeit eines Stoffes tritt die Beharrlichkeit des Gesetzes. Das Gesetz ist der Logos, das „Wort, nach dem Alles geschieht, das Allem gemeinsam ist“: sein Vollzug ist das Recht, „die Dike, der die Erinyen als Helferinnen zur Seite stehen, jede Ueberschreitung der Maße zu richten“. Wir verstehen den nichtmythischen Sinn dieser mythischen Rede. Was Heraklit mit seinen Aphorismen über das Werden und dessen beständig gleiche Bahnen meinte, trifft der Sache nach mit Dem, was Schopenhauer lehrte, zusammen: „Das Sein der Materie ist ihr Wirken, nur als wirkend fällt sie den Raum, fällt sie die Zeit.“ Es trifft auch zusammen mit der neuesten Strömung in der Physik, dem Versuch, die Materie in eine Verbindung von Energieformen aufzulösen. Einer der denkendsten Naturforscher unserer Zeit hat am Abend seines Lebens ein Wort geäußert, das selbst wie ein heraklitisches Räthsel lautet. „Dauernde Bewegungsformen und scheinbare Substanzen“ sollte ein Vortrag heißen, den Helmholtz kurz vor seinem Tode angefündigt hatte. So

ist es wirklich nach der Anschauung des alten ionischen Naturphilosophen: der Schein beharrlicher Dinge entsteht nur dadurch, daß einander entgegenstrebende Kräfte sich vorübergehend ins Gleichgewicht setzen; verborgene Bewegungstendenzen werden so zu scheinbaren Substanzen. Das Naturgesetz ist das Weltgesetz. Auch die Gesetze der menschlichen Vereinigung, die ethisch-politischen Gesetze sind nach Heraklit eine Verzweigung des allgemeinen Naturgesetzes. „Nähren sich doch alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen.“ Der Mensch mit seinem Willen und den Schöpfungen seines Willens in Staat und Recht unterbricht nicht die Verkettung und Nothwendigkeit des Naturzusammenhanges; er ist mitsammt seinem Willen in diese Verkettung eingeschlossen. Tiefinnig fürwahr und einheitlich zugleich ist diese früheste Erfassung der Naturgesetzmäßigkeit mit ihren beständig gleichen Maßen, dem „Logos“ im Werden.

Und nun das Historische, das Persönliche in der Philosophie Heraklits. Nur ein Grieche, der die kulturschaffende Bedeutung des „Agon“, des Wettkampfes, lebendig vor Augen hatte, konnte einen Gedanken wie diesen finden: Grund aller Dinge ist der Streit des Entgegengesetzten; der Krieg ist aller Dinge Vater und König; nur ein Grieche diesen Gedanken zum Ausgangspunkt einer Rechtfertigung der Weltordnung, zur Grundlage einer „Kosmodiece“, machen. Auch wir reden vom „Kampf ums Dasein“ und kennen und schätzen die edlere Form des Kampfes, den Wettkampf um das Gute und Hohe. Aber der Agon als Prinzip der Dinge, als Grundform des Geschehens: Das ist das Geschichtliche, das national Bedingte bei Heraklit und gehört der Vergangenheit an, die wir begreifen können, nicht dem Leben, das wir mitleben.

Man kann lähn behaupten: wie weit das Denken für sich allein in der Erkenntniß der Dinge reicht, so weit hat das Denken der Griechen thatsächlich gereicht; und was das Denken ohne Hilfe des Experimentes zu ergreifen, was es aus sich selbst zu entwickeln vermag, Das haben schon die Griechen ergriffen und aus ihm entwickelt, nämlich die Form für alle Erfahrung, wenn sie es auch nicht unter diesem Namen kannten, wenn sie es auch in seiner wahren Bedeutung verkannten. Das Denken verwechelte sich noch mit den Dingen, es nahm seine Gesetze, ohne Einschränkung, für die Gesetze der Dinge selbst; es war, so können wirs mit einem Wort sagen, noch nicht kritisch geworden, hatte sich noch nicht auf sich selbst besonnen und gelernt, sich als das Instrument der Forschung von dem Inhalt der Forschung zu unterscheiden. Aber es wäre unbillig, einem so alterthümlichen — in Wahrheit so jugendlichen — Denken daraus einen Vorwurf zu machen.

Im Fortgang und in Folge der Entwicklung der positiven Wissenschaften selbst ist aus ihnen ein Problem hervorgegangen, das zwar auch dem Alterthum nicht gänzlich unbekannt war, aber in seiner ganzen Bedeutung

erst in der neueren Zeit erkannt werden konnte: das Problem der Wissenschaft als solcher, die Frage nach ihren Voraussetzungen und ihren Grenzen. Was Wissenschaft sei und wie weit sie reiche, ist die philosophische Grundfrage, ist der Gegenstand der theoretischen Philosophie. Mit dieser Frage tritt die Philosophie in Zusammenhang mit allen übrigen Wissenschaften und braucht sich doch nicht in das Geschäft einer einzigen unter ihnen zu mengen. Während die positiven Wissenschaften sich in die Gegenstände der Erfahrung theilen — die eine, indem sie aus den allgemeinen Gesetzen der Bewegung die physikalische Vorgänge erklärt, eine zweite, indem sie die von der besonderen Natur der Elemente abhängigen Wirkungen erforscht, die dritte, indem sie die Prozesse des Lebens auf ihre physikalischen und chemischen Ursachen zurückführt —, während sie also Erfahrungen zur Grundlage haben und Erfahrungen machen, ist die Erfahrung selbst und als solche der Gegenstand der wissenschaftlichen Philosophie.

Neben der forschenden Wissenschaft giebt es eine kritische, welche die Quellen des Wissens prüft und seinen Umfang bestimmt. Und daß Dies eine Aufgabe von der höchsten wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung sei, haben Forscher, die zugleich philosophische Denker waren, stets und ausdrücklich anerkannt. Helmholtz nennt die Kritik der Erkenntnisquellen „das Geschäft, das immer der Philosophie verbleiben wird und dem sich kein Zeitalter wird ungestraft entziehen können.“ Ohne den Kompaß der Kritik gerathen die wissenschaftlichen Erkenntnisse leicht über ihr Ziel hinaus. Ohne ihn zu Rath zu ziehen, wird man immer wieder versucht sein, aus der Wissenschaft allein eine Weltanschauung zu gestalten, als ob der Mensch nichts als reiner Verstand sei und seine Bestimmung im bloßen Erkennen und nicht zugleich, ja, vor Allem im Fühlen und Handeln habe. Weil der Wissenschaft die Kritik fehlte, die Selbsterkenntnis, konnte es im Zeitalter der Alleinherrschaft der Naturwissenschaften dahin kommen, daß der Mensch vor lauter Dingen sich selbst nicht sah und sich vergaß, indem er sich gewöhnte, sich als ein Stück abstrakter Materie, ein Spiel mathematischer Kräfte zu betrachten. Ein Theil der Erkenntnis gab sich für das Ganze aus; und so war es möglich, daß die Naturwissenschaft zeitweilig einer materialistischen Metaphysik Vorschub zu leisten schien.

Es ist eins der wichtigsten, für die Weltanschauung des Menschen bedeutsamsten Ergebnisse der Kritik der Erkenntnis, daß die Sinnenwelt so, wie sie zur Anschauung kommt, keine unbedingte, sondern eine bedingte Existenz hat, daß sie ein Inbegriff von Erscheinungen ist und in der Art und Form des Erscheinens abhängig von der Empfindungsweise der Sinne und den Formen des Anschauens. Nicht hinter den Erscheinungen oder jenseits von ihnen, wo sie der Metaphysiker sucht: in uns selbst ist noch eine andere Welt gegeben als die physische, die Welt geistiger Werthe.

Die kritische Philosophie bereitet der Philosophie als Geistesführung die Wege; sie schafft Raum und Recht für die idealen Mächte in unserem Leben, die uns — ich sage nicht: ins Ueber-sinnliche, sondern — ins Nicht-sinnliche erheben. Ohne sie wäre es möglich, daß wir von dem Dasein der Werthe, dem Werth der Werthe nichts wüßten oder den Glauben daran verlören und zugleich damit den Trieb zu einer fortschreitenden geistigen Kultur.

Sehr wesentlich ist der doppelte und dennoch einheitlich verbundene Beruf der Philosophie. Sie sucht dem Menschen eine lebensvolle Weltanschauung zu geben, die sich an alle Seiten seiner Natur wendet. Das ist nicht ihr Gegenstand, wohl aber ihr Ziel, dem sie sich im Bunde mit der Wissenschaft nähert, indem sie zugleich den Forderungen des Gemüthes Rechnung trägt. Sie befaßt sich mit den höchsten Interessen des Geistes und ist die wahre Wissenschaft und Weisheit des Menschen. Sie entdeckt dem Menschen seine wahren Ziele und weist ihn an, den Willen nach ihnen zu steuern und zu richten. Alle großen Philosophien bisher — und Das sind die Philosophien der großen Denker — haben an den Idealen der Menschheit mitgeschaffen.

Im Jahr 1543, dem Todesjahr des Nikolaus Kopernikus, erschien dessen Werk: „De revolutionibus“, von den Umläufungen, — „orbium coelestium“: der Himmelskreise, fügte der Herausgeber von sich aus hinzu. Eine neue Epoche der menschlichen Erkenntniß war damit eröffnet und man sollte in der Geschichte der Wissenschaft nur mit einer vorkopernikanischen und einer kopernikanischen Ära rechnen.

Die Beobachtung der Regelmäßigkeit, womit sich die Himmelskörper bewegen, hat ohne Zweifel die ersten Regungen des wissenschaftlichen Denkens wachgerufen; an dieser Beobachtung zuerst hat sich der Begriff der Naturgesetzlichkeit entwickelt. Auch die Wissenschaft der Zahl knüpfte an das natürliche Zeitmaß in dem Kreislauf von Sonne und Mond an. Wir begreifen, wie gerade jene antike Naturphilosophie, die an dem Beispiel der musikalischen Intervalle die Abhängigkeit der Beschaffenheit der Sinnes-eindrücke von Zahlen und Größen erkannte und mit dieser Entdeckung den ersten Schritt zur quantitativen Erforschung der Natur zurücklegte, — wir begreifen, wie die pythagoreische Philosophie an der Ausbildung der Theorie über die Bewegungen der Himmelskörper mit Erfolg arbeiten konnte. Aristarch von Samos, ein pythagoreischer Philosoph des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, erfaßte sogar den Gedanken der Erdbewegung um die Sonne; er lehrte das heliocentrische System. Aber wie alle wissenschaftlichen Gedanken, die zu früh geboren werden, blieb auch dieser kühne Gedanke nicht am Leben. Erst der deutsche Domherr aus Thorn mußte ihn wieder erneuern; er that es mit bewußter Anlehnung an seine antiken Vor-

gänger. Kopernikus wollte nur die pythagoreische Philosophie, wie man bis zu Keplers Zeit die Astronomie nannte, wieder ins Leben gerufen haben.

Was war geschehen? Die neue Lehre, die allmählich zum Siege geführt wurde, bedeutete sie nichts Weiteres als ein Mittel, die astronomischen Gleichungen bequemer anzuordnen, als es nach dem verwickelten ptolemäischen System geschehen konnte? Gewiß: Das war ihre nächste und bei dem damaligen Stande des Wissens vielleicht auch ihre einzige sichere Folge. Aber damit kann ihre univervelle Bedeutung nicht erklärt, nicht erschöpft sein. Der heliocentrische Gedanke trägt unendlich weiter als alle seine rein astronomischen Konsequenzen.

Was war geschehen? Die naive Anschauung der Sinne ist von der Wissenschaft berichtigt, ja, widerlegt worden; das Denken feierte den ersten stolzen Triumph über die bloßen Thatsachen. Mehr noch: die Erde war aus ihrer centralen Stellung in der Welt herausgenommen, Menschenart und Menschenschicksal hatten mit einem Male die ungeheure Wichtigkeit eingebüßt, die sie aus nächster Nähe gesehen und für den Menschen selbst zu haben scheinen. Und doch: alle Philosophien, alle Religionen der Welt bisher waren auf die einzigartige bevorzugte Stellung des Menschen in der Natur eingerichtet, auf sie als ihren Grundton gestimmt. Gleichwie das Festeste von Allem, ja, das Urbild des Festen, die Erde, plötzlich unter den Füßen zu wanken und fortzufliegen begann, so schienen auch alle menschlichen Werthe schwankend und relativ geworden zu sein: nur menschliche Werthe. Die neue Lehre hat zunächst Etwas an sich, das den Menschen, die Geschichte des Menschen und die Schaubühne seiner Geschichte unendlich herabzubrüden scheint und den Menschen demüthigt.

Aber man kann es auch anders sehen. Kopernikus hat einen neuen Stern entdeckt; er hat die Erde in den Himmel versetzt. Der alte, von Aristoteles gelehrt, vom Mittelalter geglaubte Gegensatz zwischen Himmel und Erde, himmlischer und irdischer Physik ist verschwunden. „Wie der Mond zum Himmel der Erde gehört, so, nicht anders gehört die Erde zum Himmel des Mondes; wie wir zum Monde emporblicken, blicken die Bewohner des Mondes zur Erde empor.“ Die Einheit der Sinnenwelt ist vor dem geistigen Auge des Menschen aufgegangen; der erste wissenschaftliche Beweis für ihre Einheit erbracht worden. Und selbst diese theoretischen Folgen erschöpfen noch nicht die ganze Bedeutung der neuen Anschauung. Zugleich mit der einheitlichen Betrachtung der Welt muß von innen her, im Menschen, die Theilnahme an allem Sein erwachen.

„Dies ist die Philosophie, welche die Sinne aufthut, den Geist befriedigt, den Verstand verherrlicht und den Menschen auf die wahre Glückseligkeit, die er als Mensch erreichen kann, hinweist, indem sie ihn von der

mühevollen Sorge um Vergnügungen und der blinden Furcht vor Schmerzen befreit.“ Es sind Worte Giordano Bruno, die ich entlehnt habe. So hat Bruno die neue Lehre erfaßt; so wurde Bruno von ihr erfaßt. Dieser Märtyrer der neuen Weltanschauung steht am Eingang der neueren Philosophie als Prophet der modernen Wissenschaft. Zwar in seinen philosophischen Speculationen zeigt er sich noch abhängig von der Renaissance; oder bestimmter: abhängig von den Ideen des Neuplatonismus, dieser eigentlichen Philosophie der Renaissance; auch theilte er bis zu einem gewissen Grade die Neigung seines Zeitalters zu abergläubigen, okkultistischen „Wissenschaften“. In seinen kosmologischen Anschauungen dagegen ist er durchaus originell und sein eigener Gewährsmann; hier leitet ihn ein angeborener Sinn für das Wirkliche und Wahre. Er verallgemeinert die kopernikanische Anschauung. Im unermesslichen Raum sieht er zahllose Sonnen leuchten, jede von Planeten oder, wie er eindrucksvoller sagt: von „Erden“ umkreist, die nur deshalb für uns nicht sichtbar seien, weil ihre Entfernung zu groß und ihr Körper zu klein ist. Gibt es doch auch, so erklärt er, in unserem Sonnensystem mehr Planeten als die, welche bisher sichtbar geworden sind. Was aber heute für die Meisten nur ein Objekt des Wissens ist, war für Bruno Gegenstand eines feurigen Affektes, einer religiösen Stimmung und Ergriffenheit. Bruno ist der Philosoph der Astronomie; und wollen wir sehen, wie eine wissenschaftliche Wahrheit zu einer philosophischen wird, — dies große Beispiel kann es uns zeigen: dadurch, daß sie unser ganzes Wesen anspricht und erfüllt, daß sie sich nicht nur an den Verstand wendet, sondern mit dem ganzen Leben des Gemüthes erfaßt wird.

Schon im Kloster (das Kloster war damals noch die Hauptstätte für wissenschaftliche Bildung), als Novize des Dominikanerordens wurde Bruno, als Jüngling, mit der Lehre des Kopernikus bekannt. Sogleich fühlte sich sein Geist wie von Fesseln entledigt und befreit aus jenen erdichteten Sphären, die gleich Kerkermauern die Welt des Mittelalters umschlossen hielten. Die kristallinen Schalen, die Wölbungen droben, schwanden in ihr Nichts und „hell aufglänzte ihm nun die Schönheit der Welt.“ So lautet ein an Kopernikus gerichteter Vers. Und noch zu einer weiteren und kühneren Verallgemeinerung dringt Bruno's Denken vor. Wenn überall im Universum die nämliche stoffliche Natur vorhanden, überall die selbe Kraft am Werke ist: muß dann nicht auch überall organisches Leben zur Entwicklung gelangen, zur Entwicklung gelangt sein? Schauge hinauf zu den Sternen — nein: Welten — und wisse, daß jede von ihnen Formen des Lebens trägt, ähnlich den irdischen und auch höher als diese, übermenschliche Formen, ja, daß jede als Ganzes selbst ein Lebewesen, ein erhabener Organismus ist. Es ist die Lehre von den unzähligen bewohnten Welten, die Bruno verkündet.

Sie erst bedeutete den Zusammenbruch der mittelalterlichen Weltanschauung, die in Trümmer fällt vor der Wirklichkeit, schon vor der Möglichkeit außerirdischen organischen Lebens. Ließ sich mit der Theorie der Erdbewegung um die Sonne das offizielle, katholische Glaubenssystem zur Noth noch vereinbaren, so gab und giebt es mit der Lehre von der Mehrtheit der bewohnten Welten für das wörtlich verstandene Christenthum überhaupt keine Ausgleichung, keine Ausöhnung: daher die Tragik im Leben Brunos.

Nicht nur die physische, auch die moralische Welt beruht auf gleichen Elementen und Gesetzen. Wie die Entwicklung in der gesammten Natur als wesentlich gleichartig vorauszusetzen ist und das organische Leben, wo immer es erscheinen mag, als von gleichen oder ähnlichen Gesetzen beherrscht, so müssen auch die Gesetze des geistigen Lebens überall von gleicher oder ähnlicher Art sein; sind sie doch der Sache nach von den Gesetzen des organischen nicht zu trennen. In Brunos Philosophie nimmt auch die Betrachtung des sittlichen Lebens die Wendung auf das Kosmische, Universelle. So ist seine großartige Allegorie: „Die Reform des Himmels durch die Austreibung der triumphirenden Bestie“ zu deuten. Die sittlichen Gesetze sind allgemein geistige Naturgesetze, nicht Willkürsagenen des Menschen, die sittlichen Werthe allgemein gültige, nicht rein menschliche Werthe. Mit dieser Anschauung durchbricht Bruno die anthropologischen Schranken der Ethik. Und Das ist der Art der Begründung nach etwas Neues und auch der Sache nach bis dahin kaum Gehörtes. Nur Plato hat sich zu gleicher Höhe der Betrachtung erhoben und erst in Kants Moral der reinen Vernunft treffen wir wieder auf Ansätze zu solcher großen Verallgemeinerung.

Kopernikus verlegte den Mittelpunkt der Welt und nicht nur des Planetensystemes in die Sonne; seine Lehre ist ganz eigentlich heliocentrisch. Bruno erkannte, daß es eine absolute Ortsbestimmung im Universum nicht geben kann, jedes Gestirn also Mittelpunkt der Welt ist; seine Lehre ist kosmocentrisch, — und mehr als Dies: sie ist theocentrisch. „Wir sind im Himmel und der Himmel ist in uns!“ ruft er aus: wo immer wir sein mögen, überall sind wir unserem wahren Mittelpunkt, der Gottheit, gleich nah; ja, sie ist uns innerlicher gegenwärtig, als wir uns selbst innerlich gegenwärtig sind. Gott ist die Wesenheit in allem Sein, die Natur an sich; die schaffende Natur ist Gott in den Dingen. „Natura est deus in rebus.“ In Worten, die einem Hymnus gleichen, feiert Bruno die Einheit von Gott und Natur: „Wir suchen Gott in dem unveränderlichen, unbeugsamen Naturgesetz, in der ehrfurchtvollen Stimmung eines nach diesem Gesetze sich richtenden Gemüthes; wir suchen ihn im Glanz der Sonne, in der Schönheit der Dinge, die aus dem Schoß unserer Mutter Erde hervorbrechen, in dem wahren Abglanz seines Wesens: dem Anblick unzähliger Gestirne, die an dem

unermeßlichen Saum des einen Himmels leuchten, leben, fühlen, denken und dem All-Gütigen, All-Einen und Höchsten lobsingend."

Gedanken wie diese, Empfindungen gleich diesen nennt man pantheistisch; es sind die Empfindungen und Gedanken, die viele der erleuchtetsten Geister theilen. Auch Goethe bekannte sich zum Glauben Brunos an „Gott-Natur“.

„Bekehrer des Unendlichen“: so hat Bruno sich selbst genannt. Die Unendlichkeit der Welt ist die Grundanschauung, die leitende Idee seiner Philosophie. Eine endliche Welt könnte Gottes Geschöpf sein, zu der unendlichen Welt kann sich Gott nur verhalten wie die Ursache zu ihrer Wirkung. Und wie Ursache und Wirkung Eins sind, sofern sich die Ursache in der Wirkung erhält, so sind Gott und Welt Eins, so ist Gott das innerlich wirkende und in der Wirkung beharrende Prinzip von Welt und Natur. Das Universum in seiner äußeren, räumlichen und zeitlichen Grenzenlosigkeit erscheint so als das Abbild, das Ebenbild der inneren Unendlichkeit einer in ihm waltenden schöpferischen Kraft, der wirkenden Kraft Gottes. Die Welt ist Gottes Offenbarung und von seinem Wesen nicht zu trennen.

Mit solchen Gedanken und dem Feuer, womit er sie verkündet, hat Bruno der ihm folgenden metaphysischen Spekulation vorangeleuchtet. Wir begegnen ihnen namentlich bei Spinoza wieder, nur abstrakter in der Form des Ausdrucks. Bruno redet die Sprache der Empfindung und Poesie; Spinoza sucht für philosophische Glaubenssätze „geometrische“ Beweise. Auch läßt Bruno das individuelle Sein nicht untergehen in die Einheit des Allgemeinen. Die eine schaffende Kraft, die ihre Wesensfülle in Welten ohne Zahl zur Erscheinung bringt, ist auch in jedem Individuum der Quellpunkt einer ins Unendliche gehenden Entwicklung. So aufgefaßt, heißt sie die Monade. „Nichts wird zu nichts; Alles wird zu Allem. Wir selbst und die Dinge, die wir unser nennen, kommen und schwinden und kehren wieder und es ist kein Ding, das uns nicht fremd wird, kein fremdes, das nicht unser eigen wird.“ Die Einheit im Sinn und Wesen schließt Vielheit und Entwicklung nicht von sich aus.

Brunos Kosmologie, das Bild der Welt, das sein Geist zuerst erschaute, wurde von der Wissenschaft beinahe Zug für Zug bestätigt; Brunos Philosophie ist gleichsam das innere Leben, von dem sich alle weitere dogmatische Philosophie der neueren Zeit, bewußt oder unbewußt, nährte. Die Größe dieses Sehers einer neuen Welt und Apostels einer neuen Zeit ist selbst damit noch nicht erschöpft. Die Erinnerung an jenen am siebenzehnten Februar 1600 auf dem Campo di Fiore in Rom entflammten Scheiterhaufen wird in der Geschichte fortleuchten, als Mahnung und Vorbild, als unübertroffenes Zeugniß einer den Tod nicht achtenden Liebe zur Wahrheit.

Der Metaphysiker in der Reihe der großen Systemphilosophen des

sebzehnten Jahrhundert ist Spinoza. Es ist die Stellung Spinozas in der Geschichte der Philosophie, daß er mit der neu gewonnenen Einsicht in die Nothwendigkeit alles Geschehens die höchsten Forderungen und Aspirationen des menschlichen Gemüthes nicht nur verbindet und versöhnt, sondern eben jene Einsicht selbst zur Grundlage der wahren Gotteserkenntniß und Quelle des Seelenfriedens macht. Man weiß, wie entschieden Spinozas Geist auf Goethe wirkte, welchen Einfluß er auf Goethes ganze Denkweise nahm. Seine fand dafür das Wort: „Die Lehre Spinozas hat sich aus ihrer mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als goethisches Lied.“ Eine Friedenslust schien Goethe aus der Ethik des lange verkannten Denkers entgegenzuwehen, hier fand er eine Beruhigung seiner Leidenschaften; eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich ihm aufzuthun.

Wir zählen die Lehre Spinozas zu den Grundgestalten der philosophischen Weltanschauung; und wie wir von Platonismus reden als einer typischen Art, Welt und Leben zu betrachten, die in ihrer Bedeutung über die historische Ausprägung im System Platos hinausreicht, eben so reden wir auch von Spinozismus, gleich unpersönlich und das Wesentliche über das Geschichtliche stellend. Und wir haben dazu noch ein besonderes Recht. Die Selbstlosigkeit des Philosophen, die „grenzenlose Uneigennützigkeit“, die Goethe besonders an ihn fesselte, wollte nicht zugeben, daß die Lehre, die er hinterließ, von ihm den Namen führe. Nicht er, war seine Meinung, Gottes Denkkraft in ihm, durch ihn habe sein Werk geschaffen. Nur mit den Initialen seines Namens — und auch Dies nicht mit seinem Willen — erschien posthum die Ethik.

Der leitende Begriff bei Spinoza ist der Begriff des Naturgesetzes. Nach der Analogie mit der Naturgesetzlichkeit denkt sich Spinoza die Abhängigkeit der Einzel Dinge von dem unendlichen göttlichen Sein. „Gott handelt nach den Gesetzen seiner Natur.“ Und da Gott allein an sich wirklich ist und es außer ihm keine „Substanz“ giebt noch eine solche begriffen werden kann, so sind die Gesetze der Natur Gottes, die Gesetze der Natur überhaupt. Gott ist die Natur an sich (deus sive natura). Er offenbart sich daher in den Naturgesetzen. Diese sind eine Form, Gottes Wesen zu erkennen. Denn sie erstrecken sich auf Unendliches, nämlich alle die zahllosen Fälle, in denen sie gelten, gegolten haben, gelten werden; auch werden sie von uns „unter einer gewissen Form der Ewigkeit“ gedacht, sofern sie das Unveränderliche und von aller Zeit Unabhängige im Veränderlichen ausdrücken und heute nicht anders sind, als sie von je gewesen sind und immer sein werden; und „so zeigen sie selbst uns auf gewisse Weise die Unendlichkeit, Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes an“. Zwar kennt Spinoza noch eine höhere Stufe der Erkenntniß. Hier aber wird er zum Mystiker.

Er denkt an eine Vernunftanschauung, ein unmittelbares Bewußtwerden des Menschen, mitsammt allen Dingen ewig in Gottes Wesen enthalten und gegründet zu sein. Das ist jene von ihm so hoch gepriesene, aber niemals klar gemachte und klar zu machende „dritte Erkenntnißart“, die er die intuitive nennt. Wo er als Philosoph redet und nur der Denker, nicht der Mystiker in ihm zu Wort kommt, da kann es seiner ausdrücklichen Erklärung nach „nur eine Weise geben, die Natur irgend welcher Dinge zu erkennen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur“. „Denn die Natur ist immer die selbe und ihre Kraft und Macht, zu wirken, überall eine und die selbe. Das heißt: die Gesetze und Regeln der Natur, denen gemäß alle Dinge geschehen und aus den einen Formen in die anderen verwandelt werden, sind überall und immer die nämlichen.“ Diese Erkenntnißart durch die Naturgesetze heißt bei Spinoza ratio. Das bedeutet in seiner Zeit so viel wie Erkennen nach dem Muster der Mathematik, in der Weise der mathematischen, daher „rationellen“ Naturwissenschaft. „Wie aus dem Begriff des Dreiecks von Ewigkeit zu Ewigkeit folgt, daß die drei Winkel des Dreiecks gleich sind zwei rechten, so folgt aus der unendlichen Natur Gottes unendlich Vieles, in unendlich vielen Weisen, nämlich Alles“, nämlich die Gesamtheit der Dinge, die nichts sind als die Besonderungen oder Affektionen des einen und höchsten Seins. Dieses unendliche, durchaus thätige Wesen, die *actiua essentia* Gottes ist ununterbrochen schaffend am Werk und die Ordnung seines Schaffens ist fest und unabänderlich. Nichts kann zu den Naturgesetzen hinzugefügt, nichts von ihnen genommen werden. „Die Dinge konnten auf keine andere Weise, in keiner anderen Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als sie von ihm hervorgebracht worden sind.“ Sollte die Naturordnung eine andere sein können, als sie ist, so müßte Gott ein Anderer sein können, als er ist: eine andere Natur, ein anderer Gott. Annehmen, daß eine zweite Ordnung der Natur außer der thatsächlich gegebenen möglich sei, hieße, Gottes Wesen verdoppeln, hieße, an zwei Götter glauben; diese Annahme ist daher an sich widersinnig und bedeutet überdies einen Abfall von dem wahren Glauben an das alleinige göttliche Wesen und Sein. So folgt für Spinoza aus der Einheit und Einzigkeit Gottes die Einheit und Einzigkeit der Natur. Die mathematische Nothwendigkeit, mit der die Naturgesetze gelten, schließt Zweck und Zufall von dem Wesen der Dinge aus. Die Natur hat keinen ihr vorgesteckten Zweck noch handelt sie um eines inneren Zweckes willen. Die Zweckbetrachtung reicht nicht bis zu dem Grunde der Naturvorgänge hinab; sie ist eine oberflächliche und relative, eine rein menschliche Betrachtungsweise, ein Geschöpf der Einbildungskraft des Menschen, der damit eine Folge seiner Natur, seine Triebe und sein Verlangen, zur Ursache der Natur macht. „Gott regirt die Natur,

wie es deren allgemeine Gesetze, nicht, wie es die besonderen Gesetze der menschlichen Natur erfordern.“ Zufall aber bedeutet nichts als einen Mangel unserer Erkenntniß; zufällig erscheinen uns Dinge, deren Ursachen wir nicht kennen; aus dem selben Grunde erscheint uns unser Wille frei. „In der Natur der Dinge selbst giebt es nichts Zufälliges (in rerum natura nullum datur contingens); Alles vielmehr ist aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, auf gewisse Weise zu sein und zu wirken.“ Kein Ding, das nicht von Gott bestimmt ist, Etwas zu wirken, kann sich selbst zum Wirken bestimmen; keins, das von Gott dazu bestimmt ist, sich selbst unbestimmt machen.

Diese Lehre nun hat bei Spinoza einen anderen als rein wissenschaftlichen „Zweck“, so wollen wir sagen, einen anderen, zur Lebensführung gehörenden Sinn. Sie soll die Anleitung zur Seelenstärke sein, zur Macht des Menschen über sich und die Dinge. Sie ist eine Freiheitlehre, sie weist den Menschen auf den Weg zu seiner wahren Freiheit, welche die innere Nothwendigkeit des Handelns nicht aufhebt, sondern voraussetzt. Sie ist die Lehre vom höchsten Gut; und darum heißt sie auch nicht Physik oder Metaphysik, sondern Ethik.

„Alles, wovon der Mensch selbst die wirkende Ursache ist — Das ist Alles, was durch die bloßen Gesetze seiner eigenen Natur begriffen werden kann —, ist nothwendig gut und es kann dem Menschen kein Uebel widerfahren als nur von äußeren Ursachen, sofern er nämlich ein Theil der ganzen Natur ist, deren Gesetzen die menschliche Natur zu gehorchen und der sich der Mensch auf fast unendliche Weisen anzupassen genöthigt ist.“ Böse kann nur die Ueberwältigung des menschlichen Geistes durch Affekte genannt werden, die Leidenschaften (passiones) sind und die thätigen Affekte des Menschen, seine Handlungen, beschränken. Wäre der Mensch frei geboren, könnte er von Anbeginn an kraft seines eigenen Wesens handeln, ohne von Leidenschaften getrieben zu werden, so würde er keinen Begriff von Gut oder Böse bilden; er wäre in gewissem Sinn „jenseits von Gut und Böse“. Nothwendig gut ist also das absolut Machtvolle. Tugend und Macht sind das Selbe; das Selbe ist: vollständig aus eigener Thatkraft handeln und gut handeln. Die Glückseligkeit ist daher nicht der Lohn der Tugend, sondern die Kraft der Tugend selbst. Also lehrte Spinoza. Seine Lehre weist uns an, das doppelte Antlig des Schicksals, Gutes und Schlimmes, mit Gleichmuth zu ertragen und nicht etwa nur resignierend zu ertragen, sondern Ja sagend dazu; denn überall ist die nämliche Macht und Kraft Gottes im Werke. Wir handeln nur auf den Wink des höchsten, allwirksamen Seins, in ihm leben, weben und sind wir: Das ist die Essenz der Lebensweisheit Spinozas.

## Turin.

Die Ausstellung der Kunstlerkolonie Darmstadt hat die von Turin zur Folge gehabt; wenn die Beeinflussung ein Zeichen des Wertes und der Kraft ist, so rückt die darmstädter Veranstaltung in ein neues Licht. Sie hat bis nach Italien ihren Schatten geworfen; schon am Aeußeren der turiner Ausstellung ist in allen Theilen der Einfluß des deutschen Vorbildes unverkennbar. Zum Einfluß gehören aber, wie zur Liebe, der Theile zwei; und der Potenzwerth des Impulses, den der eine erhält, ist nicht nur von der Stärke des anderen, sondern auch von der eigenen Kraft oder Schwäche abhängig. Daß der Sämann Ulbrich so reiche Ernte gefunden hat, spricht nicht lediglich für ihn, sondern auch für die allzu leichte Empfänglichkeit des Bodens. Die Architektur der neuen Ausstellung, die von R. d'Aronco, einem in Konstantinopel ansässigen Italiener, stammt, ist reine Wiener Sezession, nicht von dem Geiße der neuen wiener Schule, der Hofmann, Moser, Loos u. s. w., die Einfachheit und Reflexion in ihre Linien bringen, sondern von der leicht geschürzten populäreren Art, auf die das Wort „Ghinas“ so treffend paßt, hübsch, nett trotz Alledem, wenn man guter Laune ist. Mit etwas weniger Stuck und etwas geringerem Aufwand jener hölzernen Schmuckelemente, die, wie Interpunktionen mancher neuzeitlichen Literatur, den tieferen Sinn nur ahnen lassen, wäre es wohl noch wesentlich hübscher geworden. Die Verwunderung, daß es wienerisch ist, ist im Grunde hier nicht größer als in Darmstadt; es paßt, so glaubt man anfangs, für Italien vielleicht noch besser. Hätten sie etwas echt Italienisches gemacht, dann wäre es vermuthlich sehr viel schlimmer geworden. Die von Thovez zur Feier der Ausstellung gegründete hübsche Zeitschrift *L'Arte decorativa moderna* hat alle Einzelheiten der Pläne wie überhaupt der Ausstellung veröffentlicht. Freilich: wenn man dann die Stadt kennen lernt, mit ihren weiten, ganz regelmäßigen Straßen, dem kühlen, ganz einheitlichen Stil der Häuser, den großen vornehmen Plätzen, meint man, es wäre wohl möglich gewesen, auch hier etwas Lokaltreueres und dennoch nicht weniger Gutes zu finden. Turin ist anders als alle anderen italienischen Städte. Es hat nicht les beaux restes wie Rom, nicht das Malerische Neapels, nicht das markig Alterthümliche von Florenz, — und doch hält es sich; und es mag einem Menschen von heute lieber sein, dort zu wohnen als in den Kunststädten, gerade, weil man nicht so viel Kunst sieht; es ist ruhiger, besser angezogen, europäischer, fast möchte man sagen: anständiger. Einer unserer taktvollen Deutschen sagte Das bei einem Bankett in einer offiziellen Rede in den schönen Gedanken zusammen, daß man bis zu dieser Ausstellung sozusagen nichts von Turin gewußt habe.

Jedenfalls hat das Komitee der Ausstellung, an der Spitze der Graf Sambui, sich unendliche Mühe gegeben, aus der Sache etwas Ordentliches zu machen, und schließlich ist auch, wenn nichts Vollkommenes, so, bei der Kürze der Zeit, jedenfalls Erstaunliches geschaffen worden. Man darf nicht vergessen, daß zum ersten Mal im großen Stil eine internationale Ausstellung des viel bereicherten modernen Kunstgewerbes in einem Lande veranstaltet wurde, daß selbst das geringste Kontingent zu dieser Ausstellung zu stellen vermochte. Bedenkt man, daß den Veranstaltern im eigenen Lande kein Maßstab zur Verfügung stand, daß alles Gute im Wesentlichen von draußen hergeholt werden mußte, so kann man sich nur über den Fleiß wundern, mit dem schließlich das Wesentliche, Fortschrittliche in allen Ländern getroffen worden ist; und die Nordeuropäer, denen die Lösung einer solchen Aufgabe viel leichter wäre, haben allen Grund, beschämt zu sein.

Wenn zu einem richtigen Vergleich der gewerblichen Leistungen in den verschiedenen Ländern trotzdem das Material fehlt, so liegt Das an dem bei allen Ausstellungen bemerkbaren Umstand, daß die materiellen Mittel, über die die Aussteller verfügten, ganz verschieden waren. Wer Amerika, England, Oesterreich und Frankreich nach dieser Repräsentation beurtheilen wollte, würde diesen Ländern Unrecht thun. Deutschland hatte seinen besten Kräften beträchtliche Subventionen gegeben und hat schon aus diesem Grunde den Vogel abgeschossen. Frankreich war offiziell überhaupt nicht vertreten; einzelne Künstler, Charpentier, Plumet, Selmersheim, Majorelle, hatten ein paar Sachen, die sie gerade auf Lager hatten, geschickt, die beiden Häuser La Maison Moderne und L'Art Nouveau haben separat in der italienischen Galerie ausgestellt und repräsentirten eigentlich allein die französische Leistung. England hat sich auf die saubere Ausstellung einiger Zeichnungen und zerstreuter Dinge der Arts and Crafts Society beschränkt und bringt eigentlich nur Walter Crane, der die Ausstellung arrangirt hatte, und auch ihn nur unvollkommen, zur Geltung; es fehlte jedes Beispiel der reichen englischen Möbelbranche. Was Schottland darin bringt, sind distinguirte Spielereien, die den Mangel an Reichthum geschmackvoll verdecken und nicht auf der Höhe der köstlichen malerischen Leistungen des Landes stehen, von denen die Ausstellung in Einzelheiten bereichertes Zeugniß bot. Quantitativ geringen Potenzen im Wettkampf, wie Belgien, Holland, Schweden, konnte es daher gelingen, einen verhältnißmäßig reicheren Eindruck hervorzurufen. Deutschland steht auf der Ausstellung allein und an der Spitze, schon, weil es allein architektonische Ensembles gebracht hat, die an sich die wesentlichsten Ausstellungsobjekte sind. Daß in ihnen die Produkte der verschiedenen Länder des Reiches untergebracht sind, kommt in zweiter Linie; man kann über das Prinzip streiten: jedenfalls hat man damit, wie in Paris, einen starken repräsen-

tativen Eindruck erreicht und ein Abbild des heutigen Standes der deutschen Innenarchitektur, des wichtigsten Gebietes der Kunst, gegeben. Um das Gesamtprojekt der deutschen Abtheilung, die, von Italien abgesehen, den größten Raum umfaßt, hat sich der Kommissar Deutschlands auf der turiner Ausstellung, der Maler Herr von Berlepsch, verdient gemacht, dessen etwas berbe, aber durchdringende Energie die mannichfachen inneren und äußeren Schwierigkeiten gewandt wegschob und der dabei bescheiden genug war, in der Vertheilung der künstlerischen Aufgaben sich den verhältnißmäßig ungünstigsten Theil zu reserviren.

Den Eingang nach Deutschland bildet ein Vestibül von Peter Behrens für Hamburg, in dem die starke Begabung des Künstlers für lineare Entwürfe einen neuen und schönen Wurf gethan hat. Das dekorative Hauptelement des Raumes bilden mächtige, rein konstruktive Pfeiler, die sämtliche Wände in regelmäßige Nischen theilen. In diesen Nischen findet man die Vitrinen mit Kostbarkeiten des hamburgers Kleingewerbes, dann Pendants von höchst eigenartig decorirten Lederbänken, über die sich eine Art von Standarten in Leder mit den Namen der Aussteller und Beteiligten erhebt; es sind schöne Proben behrensischer Typographie. In den beiden Seitenwänden sind gewaltige Thüren aus Bronze markirt, die in weitere Schatzkammern zu führen scheinen, mit vergoldeten Metalltheilen und dunklem Fond. Die Mitte des Raumes füllt ein Brunnen mit zwei streng stilisirten Figuren, deren weite Flügel aus geschmiedetem Eisen das Bassin von beiden Seiten aus umspannen. Das Licht fällt nur von oben in den Raum aus einem viereckigen Oberlichtfenster, das von Schlingpflanzen eingesäumt ist, deren grüne Ranken etwas freundliches Leben in den tiefen Ernst des Raumes senden.

Diesen Ernst wird die Kritik Behrens nicht verzeihen; und da es sich bei seiner Leistung um ein sehr großes Wagniß handelte, das der Natur der Sache nach an Klippen überreich war, ist es fraglich, ob ihm die Anerkennung wird, die er in reichstem Maße verdient. Was man ihm vorwerfen kann, trifft ihn weniger als das ganze Wesen solcher Ausstellungen; und die Beurtheilung pflegt zwischen Dem, was auf Kosten dieser schwankenden Schöpfungsbasis zu schreiben ist, und dem Werth des Erreichten selten sauber zu schreiben. Auch der Raum von Behrens ist nur ein Modell, bei dem nicht nur die meisten Materialien, sondern auch die meisten anderen Bedingungen, Dimensionen u. s. w., nicht als definitiv gelten können, bei dem von den wesentlichsten Faktoren des Gelingens, Talent, Zeit, Geld, nur der erste mitspielt. Zumal bei dieser Ausstellung waren es die reinen Galoppaden, die man von den Künstlern verlangte, ähnlich manchen Examensaufgaben, die alles Andere, nur nicht die nachzuweisende Reife ergeben können. Als Talentprobe ist dieser Raum, sind überhaupt die meisten Räume Deutsch-

lands in Turin glänzend gelungen. Das sei ganz unverhohlen gesagt, bevor die Einwände gemacht werden. Wenn es sich freilich um eine definitive Schöpfung handelte, dann wäre der Raum für die enormen Massen, mit denen Behrens hier gearbeitet hat, viel zu klein. Die stark ausladenden Pfeiler würden ganz anders zur Geltung kommen, wenn sie sich nach unten noch mehrere Meter weit fortsetzten. Und wie der Raum viel zu niedrig ist, so hat er auch viel zu wenig Grundfläche; und hier trifft den Plan der ganzen deutschen Abtheilung ein schwerer Vorwurf. Man hat diesen Raum, der von allen möglichen Dingen überfüllt ist, ins Vestibül, an den Eingang, gelegt; mindestens mußte die Mitte frei bleiben, denn die Menge bricht sich sofort an dem Brunnen, dessen monumentale Gestalten bei flottem Besuch in unliebsame Berührung mit dem Publikum kommen dürften. Dabei wirkt das Ganze so schwer, daß die Bezeichnung Vestibül wie ein Witz klingt. Noch empfindlicher wirkt diese Disproportion im Verhältniß zu dem anstoßenden Raum des tüchtigen karlsruher Architekten Billing. Der ist doppelt so groß und ganz leer. Die sehr schön präsentirte Kaiserbäse Werbas, der es verstanden hat, über die aufgedrehten Schnurkartenden hinwegzukommen, bildet das einzige Möbel des weiten Saales, der im Gegensatz zu dem von Behrens nur durch schöne Verhältnisse wirkt. Auch hier hat die Ausstellungstechnik den vornehmen Absichten des Künstlers einen Streich gespielt. Billing wollte sich bei der Gestaltung des Raumes, abgesehen von einer kaum vortretenden Säulenverwendung in den Ecknischen, auf malerische Wirkungen beschränken und vergaß, daß der Anstrich noch kein Material giebt; und nur die Schönheit des Materials kann verhindern, daß eine so weit getriebene Einfachheit zur Aermlichkeit und Leere wird. Die große, farbige Verglasung des Oberlichtes, in der allein eine reiche Materialwirkung erstrebt wird, ist nicht sehr gelungen.

Die größte Einheitlichkeit hat der Repräsentationsraum Preußens von Bruno Möhring, weil sich hier Absicht und Mittel vollkommen decken und man kaum erinnert wird, daß man in einer Ausstellung ist. Es ist der behaglichste Raum, der, im Gegensatz zu den beiden anderen, Wärme verbreitet und den allen Interieurs Möhrings eigenthümlichen Komfort zeigt. Aus einem Kuppengewölbe sind drei Segmente geschnitten, ein größerer für die Frontwand, der einen dreigetheilten, in schöne Schnitzereien gerahmten Spiegel enthält, und zwei einander gegenüberliegende für die hochgelegenen Fenster, unter denen je ein mächtiges Sofa steht. Das grüne Holz ist durch kostbare Emailtarifen gehoben, die Fenster sind durch sehr schön gezeichnete Verglasungen passend getönt, die Wände und Decke schmückt eine dekorative Malerei von Männchen, in dem rückliegenden Theil der Seitenwände haben sehr flotte und in der Farbe pikante Kompositionen von Leistikow treffliche Verwerthung gefunden.

Röhrings Raum bildet die Mitte eines ganzen Komplexes reizender kleinerer Interieurs. Nach der einen Seite liegt ein kostbares Zimmer von Stöding mit den bekannten Bronzen und ad hoc gemachten, etwas verschwommenen Wanddekorationen des Künstlers, nach der anderen Seite gelangt man erst in ein blaues Wohnzimmerchen von Arno Körnig, von einer schlichten Poesie, die in Berlin rar ist, von da in ein höchst gebiegenes Arbeitszimmer von Anton Huber in brillant und streng materialgerecht gearbeitetem hellen Holz. Diese beiden Leistungen der Röhrings Atelier nahestehenden jungen Künstler sind vielversprechende Debuts. Von Röhring selbst ist noch ein hübscher Vitrinensaal, wo die Zinnsachen von Kayser, Silberarbeiten von Werner und andere Gegenstände ausgestellt sind. Diesem Theil fehlt es recht an Einheitlichkeit; der Saal verlängert sich in einen einfachen Bibliothekraum, den Behrens für den Verleger Koch in Darmstadt gebaut hat und der gar zu düster wirkt; schlecht ist die Nachbarschaft mit einer Art Kapelle von Leuer, wohl dem Berkehrtesten, auf das ein der Ausstellung bedürftiges Gemüth fallen kann: Mosaikdekoration in Gips und Oelfarbe.

Von Preußen kommt man nach einigen Irrwegen nach Sachsen. Hier fesselt namentlich der große, von Wilhelm Kreis stammende Repräsentationssaal mit seiner sehr prächtigen Ausstellung aus stark farbigen Fliesen, die Billeroy & Boch gemacht haben. Man wird sich nach einem solchen Versuch, der, wenn nicht in allen Details, so jedenfalls der Art nach gelungen ist, die Phrase abgewöhnen, daß die moderne Kunst nicht fähig sei, Prachtwirkungen hervorzubringen. Der Dresdener Groß, der schon bei diesem Raum wesentlich mitgewirkt hat, ist auch bei dem Saal des Architekten Kühn theilhaftig, dessen Charakter durch die Malerei Gufmanns bestimmt ist. Das viele Roth und Schwarz wirkt auf Nervenmenschen gar zu wild; und die Deckenassetten von Groß lassen den Raum noch schwerer erscheinen. Von Robert Dreans in Karlsruhe stammt ein Esszimmer in dunkelblauer Eiche, in dem die Fayencen Leugers und manches andere hübsche Detail Platz gefunden haben. Ueberhaupt fehlt es nicht an werthvollen Einzelheiten aller Art in der deutschen Abtheilung; nur kommen bei diesem Ausstellungsprinzip alle Spezialgewerbe natürlich zu kurz. Fräulein Oppler hat sehr mäßige Kostüme, aber eine Unmenge sehr hübscher Stickereien, sogar moderne Herrenwesten — und nicht mal schlecht — ausgestellt, die dresdener Firma W. Seifert & Co. ihre fast durchweg vorzüglichen Beleuchtungskörper. Heider hat hübsche Keramik, Kollin Leder, Groß, Driwit und Düris die famosen Zinnsachen. Das Alles und vieles Andere verliert sich und man hätte ruhig ein paar gänzlich überflüssige Interieurs, zumal das Treppenzimmer von Berlepsch, lassen können, um der Kleinkunst einen würdigeren Platz zu geben. Es ist eine wahre Schande, daß die königlichen Manufak-

turen von Weissen und Berlin nicht würdig vertreten sind; namentlich die Berliner hat schlimme Dinge geschickt, die in einen Kramladen gehören; zu ihrer Ehre sei angenommen, daß ihr die Wichtigkeit einer entsprechenden Theilnahme nicht genügend klar gemacht worden ist.

Der einzige würdige Vertreter Oesterreichs — und zwar in Folge seiner darmstädter Beziehungen offiziell unter Deutschland — ist Olbrich, der sich hier die beste Mühe gegeben hat, die darmstädter Schlappe wettzumachen, und in diesem Bemühen glücklich gewesen ist. Sein darmstädter Raum ist von einem Charme, dem auch der erpichteste Gegner des Wienerthumes nicht zu widerstehen vermöchte. Er hat immer die Gabe, aus nichts Etwas zu machen, und er ist dabei immer um so erfolgreicher, je weniger anspruchsvoll dieses Etwas austritt. Dieses Erkerzimmerchen, bei dem alle Linien und Farben so abgewogen erscheinen wie die Strophen eines gelungenen Gedichtes, hat all das Liebenswürdige, nichts von den Lasten dieser leicht geschürzten Wiener Muse und verfährt mit Vielem, was Olbrichs jüngste Thaten verschuldet haben. Gerade in dieser Ausstellung, deren äußerer Rahmen unter der Suggestion der schlimmsten Instinkte Olbrichs entstanden ist, berührt die Mäßigung, die sich der Künstler auferlegt hat, wie ein Beweis, daß er sich nicht mit Dem identifizirt, was unter seinem Einfluß entsteht. Zwei andere Räume Olbrichs waren, als ich Turin lange nach der Eröffnung verließ, noch nicht fertig; ich sah nur einen Gipsfries, bei dem er das Antlusmotiv benutzt hat, mit einer verbläffenden Geschicklichkeit, die mich an die geistvollen Stilinterpretationen Beardslens erinnerte.

Will man sich am Gesundesten des Gesunden erfrischen, so muß man heutzutage nach Holland, aber man denke dabei nicht an die Bäckchen der Bäuerinnen von Walcheren, in deren rosigem Schein der harmlose Europäer immer noch das Kulturleben dieses merkwürdigen Volkes betrachtet. Es ist vielmehr die Gesundheit, die alle Phasen der Erkenntniß durchlaufen, an allen Quellen — auch denen der Perverstität — genippt hat, aber kräftig genug war, das Wesentlichste immer wieder an der Hausmannskost des heimischen Herdes zu finden. Die holländische Abtheilung ist die Perle der ganzen Ausstellung; alle oder fast alle Gebiete des Gewerbes zeigen hier eine Entwicklung, die man trotz ihrem stark nationalen Gepräge als vorbildliche Richtung für die ganze Bewegung auf dem Kontinent hinstellen kann. Man hat in unverhältnißmäßig kurzer Zeit die rein ornamentale Periode, die in Holland namentlich durch die Berührung mit der indischen Formenwelt befruchtet wurde — man denke an Thorn Prifker, Dijsselhof, Zoorop und Andere — überwunden und ist europäisch geworden, europäischer als in London und Paris, von dem einst so vielversprechenden Belgien nicht zu reden. Hofer hat Silberfachen ausgestellt, ganz einfache Formen, die

nur durch vollendetes Gleichgewicht wirken und denen nur das schöne Material, gehoben durch einen höchst einfachen Flächenschmuck in Emailmosaik, den Werth giebt. Die Firma Amstelhoeft hat Poterien in ähnlichem Geist geschaffen, braunes gebranntes Steingut und darin eingelassen schwarz emailirte winzige Thierornamente von Dijsselhof oder rein mathematische kleinlinige Figuren in köstlichen, satten Farben. Die Bildhauer Zijl und Mendes da Costa haben Kleinskulpturen, Zijl stark ornamental behandelte Thierstücke in Eisenbein, da Costa eine Vitrine mit kleinen Figürchen in farbigem Gres, die so mächtig sind wie indische Idole oder ganz gute gothische Statuetten, vielleicht das Kostbarste, was die moderne Kleinkunst geschaffen hat. Die zierlichen Dekorationen auf den mädchenhaft fragilen Gefäßen der rozenburger Manufaktur haben auch hier noch ihren Reiz, obwohl sie in der ernstesten Umgebung zurücktreten. Dijsselhofs kostbares Mobiliar des Dr. van Hoven, eins der ersten Stücke des modernen holländischen Gewerbes, ist für den Anfang dieser Bewegung charakteristisch, interessiert aber schon heute nur noch durch die deutliche Spur des Einflusses der indischen Ornamentik.

Auch Ungarn fängt an, europäisch zu werden. Es hat eine ganze Suite von Zimmern nach Zeichnungen von Horti, dem Architekten der ungarischen Abtheilung, Farago, Wiegand, in denen man das anerkennenswerthe Bestreben merkt, aus der wilden Ornamentik in die ruhigen Bahnen wohnlicher Einfachheit einzulenten. Der berühmte ungarische Keramiker Zsalmey hat neue Nuancen seiner leider häufig gar zu indiskret bunten Fayencen und Erstlinge einer sehr pikanten Neuerung: Details figürlicher und abstrakt ornamentaler Art für Schmucksachen aus sehr fein gearbeitetem keramischen Material. Rapoport hat eine Anzahl Emails ausgestellt, das beste Stück nach Zeichnungen unseres pariser Künstlers Dufrenoy in sehr eleganter Montirung.

Schwedens Ausstellung wurde von dem bekannten stockholmer Architekten Voberg arrangirt, der mit seiner Frau zu den Führern der schwedischen Bewegung gehört. Nach seinen Zeichnungen hat Anderson gediegene Silbergefäße gemacht. Seine Frau Anna Voberg hat die Vorlagen für eine neue Glasmanufaktur — Rosjmyro Aktiebolag — geliefert, deren Technik an Gallé erinnert, aber in nationaler Ornamentik. Die berühmten Porzellanmanufakturen Koenigstrand und Gustafsberg hatten hier wieder den Erfolg, den sie in Paris davontrugen. Ueber die große Ausstellung der dänischen Porzellanmanufaktur Bing & Gröndahl in Kopenhagen, die sich mit der pariser Maison Moderne vereinigt hat, kann ich, als Inhaber des pariser Hauses, kein Urtheil fällen; ihre Konkurrentin, die „Königliche“, ist unglücklich placirt und hat wenig geschickt. Norwegen ist nur durch die Bronzen — eine fabelhafte Miniaturstatuette als Portrait des Papstes — und Fayencen des be-

bekannten Pariser's St. Verche und die schönen Tapissereien von Frida Hansen vertreten.

Amerika wirkt ein Bißchen langweilig, schon wegen der gar zu abgeschalteten Aufstellung, und bringt von seinen besten Kräften, Tiffany, Rodwood und dem Kleinskulpteur Bartlett, wenig, was nicht schon in Paris auf der Weltausstellung ähnlich oder besser zu sehen war. Belgien ist relativ reichhaltig vertreten, ohne es zu einer neuen Würdigung seiner namentlich in der Möbelbranche charakteristischen Leistungen zu bringen. Die Treppe von Sneyers mit dem dekorativen Fries von Crespin oder der einfache Salon des Gustav van de Voorde in englischem Mahagoni sind brave Arbeiten, aber auch nicht mehr; und Hortas Möbel, die mehr fein wollen, sind gelungene Bizarrerien der schlimmsten Art mit einer Noheit in der Wahl der Farben und Formen, die man kaum von einem so großen Talent erwartet hätte. Man kann nie genug beklagen, daß sich die stark bildnerische, ingenioße Kraft dieses besten modernen Architekten in dem Ehrgeiz, unbedingt Universal-künstler sein zu wollen, zerplittert, so begreiflich er sein mag. Von Van de Velde, dem Gegenpart Hortas, der gerade in dieser Ausstellung nicht fehlen durfte, ist nicht ein Stück vorhanden. Sehr würdig und kostbar ist die Ausstellung Wolfers, des brüsseler Lalique, der eine Menge wundervoll gearbeiteter Schmucksachen, mehr Phantasiestücke als tragbare Dinge, gemacht hat.

Bleibt Italien. Die Jury soll ganze Haufen zurückgewiesen haben; man kann sich von der Qualität des Abgelehnten aus dem Angenommenen ein Bild machen. Der Gast ist zur Höflichkeit verpflichtet und ich möchte es nicht so machen wie der deutsche Kommissar, der neulich in einer münchener Zeitung den Geschmack besaß, sich über die Leibwäsche seiner italienischen Kollegen und andere Faktoren von ähnlicher Bedeutung aufzuhalten. Von Kleinigkeiten abgesehen, ist Italien immerhin besser als sein Ruf. Es besitzt außerordentlich geschickte Hände und viel schönes Material. Wenn mal der richtige Geist darüber kommen wird, kann Italien eine neue bedeutende Rolle im Gewerbe Europas spielen. Schon heute läßt Paris riesige Möbelmengen in Italien arbeiten; ein sehr großer Prozentsatz aller „gangbaren“ Stühle kommt aus der Umgebung Mailands und ich sah Schnitzereien und Intarsien noch alten Mustern, die nur einen besseren Verwendung bedurft hätten, um unübertrefflich zu sein. Das Selbe gilt von der Marmorbearbeitung, vom Bronzeguß; alle guten à ciro perdus-Gießer der Welt sind Italiener und in Rom macht man solche Dinge zu Preisen, die man im Norden Europas für Sandguß zahlt. Was Venedig in Glas und Florenz in Fayencen leistet oder zu leisten vermöchte, davon kann man in Turin eine deutliche Vorstellung bekommen; übrigens gehören gewisse Fayencen der Arte Ceramica in Florenz zu dem Besten, was diese überall heute sehr weit getriebene Kunst zu leisten

vermag. Im rein formalen Ausdruck herrscht in Italien natürlich noch ein buntes Chaos. Die an sich schon recht angeregte Phantasie des Italieners wird unter dem Einfluß des Modernen — worunter man sich das Unmögliche vorstellt — zur Siebtheige gesteigert. Der berühmte mailänder Fabrikant Bugatti hat sich zu wahren Rhapsodien in Etezhaut verstiegen; da sind Sofas, die wie umgefallene Automobile, Schränke, die wie die Raddampfer aussehen. Und doch ist Talent drin, das Talent, das in Jules Verne steckt; mehr sogar, denn diese wundervolle Technik, die in einer geradezu einzigen Verwendung des Pergamentes besteht, enthält die größten Perspektiven und Bugatti ist intelligent und originell genug, um auch einmal einfach und vernünftig und damit zur größten Kuriosität Italiens zu werden. Die beste Leistung Italiens auf der Ausstellung ist das zum Bleiben bestimmte, im Garten stehende Denkmal Davids Calandra zu Ehren des Prinzen Amadeus; eine trotz vielen Schwächen in der That bleibende Schöpfung und sicher das beste Monument Turins, was bei dem Ueberreichtum der Stadt an Denkmälern schon Etwas heißen will. Sonst ist es um die italienische Kunst schlecht bestellt. Jede Nuance der beliebten italienischen Sühigkeiten in Malerei und Skulptur ist vertreten. Die beiden bedeutendsten Italiener, Segantini und der Bildhauer Rosso, fehlen. Franz Servaes hat soeben in seinem vortrefflichen Werk über Segantini erzählt, wie schwer Italien es der Jugend seines bedeutendsten Malers gemacht hat, als er in Mailand zu debutiren versuchte. Rosso, dem erst Paris die Existenzmöglichkeit gab, ist es ähnlich gegangen. Hier war eine Gelegenheit, Vieles gut zu machen, und man hätte den Eifer, mit dem man überall im Ausland das Beste zu suchen bestrebt war, zuerst auf das eigene Land verwenden müssen. Das Werk dieser beiden Künstler ist vielleicht ja die einzige Brücke, die das einst so kunstreiche Italien noch mit dem künstlerischen Fortschritt Europas verbindet.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



## Dreimal.

**E**s ist lange her; ich weiß gar nicht mehr, wie lange. Ich weiß auch nicht, ob ich damals schon erwachsen oder noch, wie man in guten Familien sagt, „ein Kind“ war.

Die historische Jahreszahl kann ich also nicht genau angeben, obgleich ich bereits einen regen Sinn für Geschichte hatte und, zum Beispiel, die „Schwedische Reduktion“ ordentlich in der Stadtbibliothek nach den „Landtagsrezessen“ studirte, woraus dann auch mein noch diesen Landtagsrezessen ganz zuverlässig gearbeitetes Drama: „Salkul“, Theil I, Untertitel: „Gertrud Lindenstern“ hervorging, das 1878 ein paar Wochen vor Weihnachten erschien und bis Weihnachten ausverkauft war, — ein bis dahin in der guten Stadt Riga noch nicht dagewesener literarischer Erfolg.

Mit meinen Erfolgen wars nur immer so eine eigene Sache. Ob „der Herr“ sie gegeben hatte, weiß ich nicht; aber „der Herr“ hat sie immer wieder gewissenhaft genommen, woraus ich schließen muß, daß ich dem regirenden Herrn der Welt kein genügend angenehmer Geruch war.

. . . Damals aber war ich noch ein gänzlich unbekanntes Ding, das sich in der ihm zugewiesenen Umgebung schrecklich langweilte. Und aus dieser einkörmigen Langeweile tritt mir ein Bild mit großer Deutlichkeit vor Augen.

Es war unter dem alten Schloß von Riga.

Chemals hatte es den „Deutschen Rittern“ gehört, die von dort mit den Bürgern und dem Erzbischof der Stadt Riga fleißig krafekhten; und jetzt wohnte dort der Generalgouverneur über die drei Ostseeprovinzen.

Nach der Düna zu, an der es lag, wandte es einen kurzen, dicken Thurm auf einer Mauer von Andernhalbmannshöhe, auf der ein kleiner Garten lag. Unter dieser Mauer standen meine Tante und ich. Wir standen dort in recht schlechter Gesellschaft. Einige Eckensteher, einige alte Weiber, ein paar Bummler, im Ganzen etwa zwanzig Personen, die ein gemüthlicher Borodowoi im Baum hielt.

Vor uns lief die Hafenstraße und an ihr lagen, mit dicken Trossen an Steinpfeosten „vertaut“, eins hinter dem anderen, ladende und löschende Schiffe. Ein Platz von mäßiger Schiffslänge war offen. Hier sollte er anlegen.

Wir warteten. Die Zeit ging. Niemand gestellte sich hinzu. Ich fing an, meine Tante wunderbarlich zu finden.

Am Morgen, um die Marktzeit, war sie gekommen, aber nicht, wie sonst, um mich zu Einkäufen mitzunehmen; sondern: ich sollte „ihn“ sehen. Er würde heute Vormittag ankommen.

Woher sie Das hatte, wußte ich nicht. „Er“ kam ganz inkognito; aber die Tante hatte so ihre Kanäle. Ob er schon König oder noch Kronprinz war: darüber wußte sie jedoch so wenig Bescheid wie ich.

Man war in der Geschichte der Gegenwart damals nicht so besonders beschlagen in Riga und die Tante war eigentlich auch nur unterwegs, weil sie gehört hatte, daß er „ein schöner Mann“ sei.

Ein schöner Mann war für die Tante das Höchste. Die Monarchen Europas theilte sie auch nur danach ein, ob sie „schöne Männer“ waren oder „nach nichts aussehen.“ Als Kaiser Alexander II. nach Riga kam und unter ihren besetzten Fenstern am alten Rathhaus und Palais de Justice von Riga vorbeifuhr, rief sie mit dem guten Gewissen, das Richtige zu thun, so laut sie konnte: „Ein schöner Mann! Ein schöner Mann!“ Und damit hob sie ihren Blumenstrauch und zielte so gut, daß er ihn gerade in den Schoß fiel, so daß er ihn mit den Händen auffing. Und Das brachte ihr einen ganz direkten Gruß in ihr Fenster hinauf vom Kaiser ein, der sein wirklich schönes offenes Gesicht freundlich lachend zu ihr emporkehrte.

Deute war die Tante wieder nach einem „schönen Mann“ aus.

Ich theilte schon damals nicht ganz die Auffassungen der Tante. Ihr Geschmack und meiner stimmten nicht immer überein. Allerdings sprach sie — als ich später mit meinem eigenen schwedischen Ehegatten bei ihr in Riga erschien — wieder ein geflügeltes Wort, in dem sie ihn „Deinen hübschen, stillen Mann“ nannte. Mit der ersten Bezeichnung hatte es nun, wie ich gern zugab,

seine Wichtigkeit; aber was „die Stille“ anging, wußte ich, daß sie diesem Begriff einen nicht ganz zutreffenden Sinn unterlegte.

. . . Mir wurde das Warten unter dem dicken alten Schloßthurm lang. Ich hatte aus den „Landtagsgesessen“ keine Zärtlichkeit für die schleichende absolutistische Politik der schwedischen Könige eingesogen. Sogar der ritterliche Wasa in den Ostseeprovinzen, Gustav Adolf, an den Quellen studirt, begeisterte mich nicht besonders. Da aber die Tante keine Wiener machte, nach Hause zu gehen, so vertrieb ich mir die Zeit, wie ich konnte.

Dazu war mir besonders eine lange grüne Raupe behilflich, die sich an ihrem dünnen, schleimigen Seidenfaden von einer Kacke auf der Mauer herunterließ und vor meinen Augen in geschmeidigen Krümmungen auf- und nieder-schaukelte. Sie hatte die deutliche Absicht, auf meinem Kleid Fuß zu fassen, und ich hatte die Absicht, Das nicht zuzugeben. Auf einmal sah sie doch da, klebte sich mit ihrem Endtheil fest und streckte sich in Buchten in die Luft, um sich mit ihren Vorderfüßen anzuklammern. Halb mit Ekel, halb mit Neugier verfolgte ich die glatten Windungen dieses Weichthiers. Darüber hatte ich ganz vergessen, auf die Hauptsache Acht zu geben. Die Düna aufwärts hatte sich ein kleiner Dampfer genähert, ein paar Konsulin und andere Personen waren geschäftig auf die Schiffe am Ufer gestürzt, um ihre Schnupftücher heranzuziehen und bereitzuhalten. Doch war Niemand da, der das Signal gab. Inzwischen kam der Dampfer immer näher und legte an. Ein Steg wurde vom Schiff ans Land geschoben.

Nun war meine Tante nicht zu halten. Klein und behend, war sie die Erste am Steg. Daß sie einmal „die schöne Röder“ geheißen hatte, gab ihr die Zuversicht, überall gern gesehen zu sein, wo sie erschien.

Ehe ich wußte, wie es zuging, standen wir mitten zwischen den Herren, die das Schiff verließen. Diese Herren erregten mein ungetheiltes Erstaunen. Sie erschienen mir wie fremde bunte Vögel, — Pfauen etwa oder Papageien. Auf den Köpfen hatten Alle Dreimaster, wie die Rathsherren der Stadt Riga bei feierlichen Kirchgängen, von diesen Dreimastern herunter aber fielen oder wehten Riesentüschel blauer und gelber Plumagen; und es war kein gedämpftes Blau oder Gelb, sondern richtiges Eigeln und Berlinerblau.

Ihre eben so blauen Röcke endeten in gelbbereiften Schwalbenschwänzen, die blauen Brüste waren gelbberlechnürt und an den berlinerblauen Hosen liefen breite bottergelbe Streifen hinab. Dazu überraschte mich die Länge ihrer Beine höchlich, eben so wie das von mir noch nie gesehene Gelb ihrer Haare.

Auf einmal hörte ich meine Tante ausrufen: „Ein hübscher Mann!“ Ich erwachte aus meinen Betrachtungen und blickte nun erst auf sie.

Und die Tante hatte den Richtigen gefunden. Ohne sich im Geringsten von den Gelbblauen imponiren zu lassen, hatten ihre Blicke den spätrren König Oskar den Zweiten herausgefunden. Und — wie es zuging, weiß ich nicht, aber — als ich ihren Ausruf hörte, stand er einfach neben ihr.

Er hatte ihren Ausruf offenbar auch gehört, denn er lächelte. Er lächelte, wie nur er lächeln kann. Es frappte mich gleich. Das war nicht ein Lächeln, sondern das Lächeln. Ein einziges huldvolles Entgegenkommen. Die Tante warf bewundernde Blicke an ihm hinauf. Sie mußte sie sehr hoch an ihm

hinaufwerfen, denn er war länger als alle Gelbblauen. Er war ganz außerordentlich lang und außerordentlich schlank. Man könnte sagen: er bot keine Fläche, er war nur eine Linie. Auch sein Kopf bot gewissermaßen keine Fläche. Ein fremdartiges, unter Germanen nie gesehenes scharfes Vogelprofil mit dunkler Haut, dunklen Zähnen, schwarzem, kurzem, weißgesprenkeltem Bart und eben solchem Haar von unbekannter Schwärze . . .

„Nicht so nah, nicht so nah!“ sagte plötzlich eine andere Stimme. Ein blaugelbes Plumagenende nickte über dem Kopf meiner Tante vorwurfsvoll zu ihr hinunter. Ein Herr — Jbsen würde ihn „ein bleichfetter Herr“ nennen — neigte sein großes Gesicht von eigenthümlicher Färbung — ich lernte später diese Färbung auf die Wirkung des schwedischen Punsch's zurückführen — zu ihr hinab, während er mit der Hand zwischen ihr und Oskar dem Zweiten eine abwehrende Bewegung machte.

Die Tante ließ seine Einmischung so unbeachtet, als wäre er ein körperloses Wesen. Sie hatte genug gesehen, entfernte sich, nachdem ein passender Augenblick verstrichen war, und ging nach Hause, um sich ans Fenster, dem alten Rathhaus und Palais de justice gegenüber, zu setzen und die Vorbereitungen des hohen Gastes nebst Gefolge abzuwarten.

Als ich mich am Nachmittag, in der Hoffnung auf eine mögliche Spazifahrt mit Onkels Rappen, bei der Tante einfand, sah sie auch wirklich am Fenster in der „großen Stube“ nach dem Rathhaus und las „Villafranca“. Sie sagte gar nichts und ich setzte mich enttäuscht an das andere Fenster. Ich hatte aber noch nicht lange so gefessen, da hörte ich das Rollen mehrerer Wagen und sah die eigelben und berlinerblauen Plumagen unter mir vorbeiziehen. Ich rief im größten Eifer: „Sieh, Tante, da kommen sie!“ Aber die Tante sah nur flüchtig auf von „Villafranca“ und warf einen halben Blick durch die Vornette auf die Straße. Sie hatte bereits das Interesse verloren. In Riga wurde bei sehr großer Gastfreundschaft sehr streng auf die Etikette gehalten; und von Einem, den man zum Frühstück aufnahm, erwartete man, daß er nicht zum Mittagessen blieb. Jetzt aber begab sich der fremde Gast noch zu den „Schwarzen Häuptern“, um ihr Silbergeschirr nebst Servirtem in Augenschein zu nehmen. Es schien ihm schwer zu werden, sich von der alten schwedischen Eroberung zu trennen.

Eine Stunde später sah man den fremdartigen Schwedenfürsten wieder von den „Schwarzen Häuptern“ zurückkehren. Wie die fünf Sirgel auf einem Werbriese, umgaben ihn den ganzen Tag seine fünf blaugelb besetzten Kavaliere. Man begegnete ihnen in allen Hauptstraßen der Stadt, aber als der Tag vorüber war, gab Niemand Auskunft, wohin sie sich begeben hatten.

Meine zweite Erinnerung an König Oskar den Zweiten ist historisch viel exakter.

Es war im Spätsommer 1897. Die Badezeit in Helsingborg war eigentlich schon vorbei, als wir dort eintrafen. Ich freute mich schon auf die Rückkehr nach Bayern, nachdem wir nun zum dritten Mal in der Heimath meines Vaters den selben ungestlichen Empfang gefunden hatten. Aber Helsingborg hatte den interessanten Ausblick auf Kronborg und alle die vielen Erinnerungen an die Küste über den Sund und an Hamlets Vater. Hier waren auch meines Mannes „Sensitiva Amorosa“ erschienen, ohne die ich nie mit ihm bekannt geworden wäre. Und eine schöner gelegene Stadt mit reichem Hinterland und leichter und besser zu besprechendem Tisch konnte man nicht finden.

Wir wohnten in der Königinstraße, gerade am Sund. Hoch über dem Parterre der Häuser weg in gewundenem Bogen auf eisernem Schienengerüst ging die Eisenbahn von Helsingborg nach Odteborg. Gerade vor unseren Schlafzimmersfenstern begann der Bahndamm und den ganzen Tag liefen diezüge dort hin und her, während die Köpfe der Passagiere uns in die Fenster sahen.

Es waren zwei kokette Damenzimmerchen nebst puppenkleiner Küche, die wir bewohnten. Ehe wir uns Dessen versahen, waren wir einlogirt, denn während wir nach unserer Ankunft in Helsingborg auf der Königinstraße herumspazirten, kam eine feine Dame auf uns zu mit der Anebe: Wir suchten gewiß eine Wohnung und sie habe eine so hübsche Wohnung und habe es so sehr nöthig, sie zu vermietthen, damit sie nach Stockholm reisen könne; denn sie müsse nach Stockholm. Ahtzig Kronen sei der Preis. Nach dem üblichen Zögern bequemten wir uns; als wir dann aber einzogen, war die Dame sehr ärgerlich und erklärte: Wir trieben sie hinaus und sie wisse ganz und gar nicht, was sie in Stockholm solle.

Sie hinterließ uns Bettwäsche, Bestecke und andere Sachen, worüber wir übereingekommen waren, und noch Etwas, worüber wir nicht übereingekommen waren. Das waren die langbeinigen, dünnen, schwarzen Blutsauger in den Betten. Ihre Bier war unbeschreiblich. Insektenpulver beschwichtigte sie nur in geringem Grade; und auf mein Blut hatten sie es ganz besonders abgesehen.

Eines Morgens stand ich am Fenster des Schlafzimmers und hängte Kissen und Betttücher hinaus, als zwei Lokomotiven vorüberfuhren, die den königlichen Zug zogen. Auf dem Uebergang vom Damm zur Luftbrücke ging es langsam; und nun sah ich König Oskar den Zweiten zum zweiten Mal.

Er stand am Waggonfenster und schaute gerade hinab in unser Schlafzimmersfenster. Er hatte, wie damals schon, die Admiralsmütze auf; und er lächelte. Er lächelte noch ganz eben so wie damals. Sein Bart war nun weiß und sein Haar war weiß; aber sein Lächeln, sein einziges Lächeln war immer noch das Lächeln.

Er blieb in Helsingborg und hier sah ich ihn noch zum dritten und letzten Mal.

Es war am Abend. Die Sonne war untergegangen und die Luft war rauh. Wir gingen am Sund entlang, während von Kronborg wie ein gelbes Perlenhalsband die Laternen aufleuchteten.

So waren wir bis an den langen Badesteg gekommen, der zu den Stadtbadehäusern ins Meer hinausführte. Auf dem Steg stand eine Gruppe von Herren, was uns nicht nur zu dieser Jahreszeit, wo fast Niemand mehr badete, sondern noch mehr zu dieser Tageszeit sehr wunderte. Die Herren standen um einen etwas gebeugten Herrn von sehr langer Gestalt herum, der eifrig mit der Hand in der linken Hosentasche Etwas suchte, das er nicht finden zu können schien. Die Silhouetten hoben sich schwarz und scharf von dem kalten hellen Abendhimmel ab; jede Linie war deutlich.

Wir kamen näher und näher. Die Personen waren nicht zu erkennen. Als wir vorüber waren, sagte mein Gatte: „Das war der König.“



## Selbstanzeigen.

### Die sächsischen Eisenbahnen in historisch-statistischer Darstellung.

Theodor Thomas, Leipzig. 8 Mark.

Die sächsischen Eisenbahnen sind in neuester Zeit aus Anlaß des Rückganges ihrer Ueberschüsse, der sich bei dem heutigen Stande der sächsischen Staatsfinanzen doppelt schmerzlich fühlbar macht, der Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen. Nachdem diese Erörterungen das Interesse für die sächsischen Eisenbahnen geweckt haben, mag als Beitrag zu ihrer Kenntniß meine Schrift nicht unwillkommen sein. Im ersten, geschichtlichen Theil der Arbeit wird die Stellung von Regierung und Ständen zu den grundlegenden Fragen der Eisenbahnpolitik eingehend erörtert und die Wandlung in dem Verhältniß des Staates zu den Privatbahnen und ihren Konzessionsbedingungen betrachtet. Der zweite, statistische Theil giebt in zahlreichen Tabellen mit erläuterndem Text eine Beschreibung des Standes der sächsischen Eisenbahnen und ihrer Leistungen, einen Ueberblick über ihre finanziellen Ergebnisse, über das Anlagekapital und die Rentabilität der einzelnen Linien und einen Vergleich der sächsischen mit den übrigen deutschen Staatsbahnen. Als Anhang ist eine Skizze über die Gründe des Rückganges der sächsischen Eisenbahnrente und die Mittel zu ihrer Hebung angefügt.

Erfurt.

Dr. H. Wiedemann.

### Charles Baudelaire: Gedichte in Vers und Prosa. Uebersetzt von Stefan Zweig und Camill Hoffmann. (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.)

Charles Baudelaire, der Diaboliker und Klassiker der décadents, gelangt endlich nach Deutschland. Nachdem man ihn mit ehrenden Attributen versehen und für die Literaturgeschichte präparirt hat, ist er für uns ungräflich geworden. Wir halten ja wirklich anderswo als dieser verlästerte Poet, der das Rom Neros mit dem Kulturbandythum eines Montesquieu oder Wilde zu verbinden scheint. Und doch hat auch er eins der Thore aufgethan, durch die die moderne Psyche gehen mußte. An der Grenze der Romantiker und Parnassiens wird ihm der Distoriker schon ein hübsches Plätzchen einräumen müssen; dann werden die Psycho- und Physiologen kommen und all die verrottet schönen und sündhaft kühlen Bücher als unantastbare Dokumente anstaunen, die da bezeugen, welcher ganz wunderbaren künstlerischen Konzeption ein schon in der Zerfetzung begriffener Geist fähig ist. Die aber, die Poesie überall lieben, wo sie wahr und absonderlich ist, werden die edle Linie der Dichtung Baudelaires, diese in Harmonie erstarrte Revolte des Herzens und des Gedankens, zu genießen wissen. Die Verse übersehte Stefan Zweig, die Prosa ich. Freilich mußte einiges recht Bezeichnende leider unter den Tisch fallen; ich nenne La charogne, ein Gedicht von berüchtigt perverter und gewaltiger Bizarretie, die deutscher Art so fern steht, daß ihr schon die deutsche Sprache widerstrebt. Wir haben eben nicht drauflos gearbeitet, um einen ganzen Baudelaire zu übersetzen. Wir brauchten es um so weniger, als die Fleurs du mal und die Petits poèmes en prose sich in den Motiven sehr oft decken.

Wien.

Camill Hoffmann.

**Neues Leben.** Leipzig, Karl Reizner.

Das neue Leben, von dem in diesem Buch die Rede ist, geht wesentlich die Moral an. Ich habe in den „Grundzügen einer natürlichen Sittenlehre“ meine Moral skizziert, unabhängig von den herrschenden Glaubenslehren, frei vom Glauben an einen persönlichen Gott und eher einen feindlichen als einen freundlichen Standpunkt zum Christentum einnehmend. Aber meine Hauptabsicht war, zu zeigen, wie man unabhängig von der religiösen Autorität eine rein natürlich sittlich: Autorität sich selbst bilden und wie Jemand edel werden könne, ohne der traditionellen Religion zu folgen. Wenn man will, mag man eine solche natürliche Sittenlehre auch Religion nennen. Ellen Key sagt einmal: Religion ist Alles, wofür wir sterben. Und jedenfalls ist die wahre Religiosität individueller und persönlicher als die herkömmlichen Glaubenslehren, die in der Tradition erstickt und im Unindividuellen vertrocknet und im Unpersönlichen verdunstet sind. Dogma wird leicht Lüge. Es ist undenkbar, daß der jetzt heranwachsende Mensch in diesem zusammengepappten Religionsdogma Befriedigung finden kann. Aber die meisten Menschen sind leider nicht stark genug, um in den wichtigsten Lebensfragen sich eine eigene Anschauung zu bilden. Sie wagen nicht, um die Erde zu sehen. Sie sehnen sich nach Befehlen, nach Gesetzen, nach Vorschriften oder im besten Falle noch nach Vorbildern: Alles soll ihnen vorgemacht sein, — schade nur, daß ihnen Niemand ihre eigene Persönlichkeit vormachen kann. . . Der zweite Theil des Buches enthält zwölf moderne Essays über Reform- und Erziehungsfragen des Lebens von heute und morgen. Meinen Landsleuten empfehle ich die Artikel „Beamtenvergötterung in Deutschland“ und „Bureaucratischer Größenwahn“.

Dr. Heinrich Pudor.

**Goethe und der Protestantismus des zwanzigsten Jahrhunderts.** Berlin, Alexander Duncker. 1902. Preis: 1 Mark.

Ein Katechismusbüchlein für gebildete deutsche Christen der Gegenwart und Zukunft. Philister und Rückständige aller Art thun gut, es ungelesen zu lassen. Aus den Hauptstücken hebe ich hervor: Goethes Gottesglaube. Goethe und das Christentum. Goethes Supranaturalismus. Das Vaterunser. Goethe und das religiöse Problem des zwanzigsten Jahrhunderts. Karl Trost.

**Gedichte von Paul Verlaine.** Eine Anthologie der besten Uebertragungen, herausgegeben von Stefan Zweig. Berlin, Schuster & Löffler. 1902. Mit einem Bild von Felix Balloton. Preis: 1 Mark.

Paul Verlaine und sein noch immer großer Einfluß auf die moderne französische und auch deutsche Dyril zu erklären, ist heute wohl nicht mehr notwendig. Meine Anthologie hat sich zum Ziel gesetzt, ihn ganz für uns zu gewinnen. Sie ist der Erkenntniß entwachsen, daß der Vermittlungsversuch eines Einzelnen einer so vielgestaltigen, komplizierten Persönlichkeit wie der Paul Verlaines nicht genügen könne. Eine Uebersetzung in des Wortes böser Bedeutung schließt seine Eigenart von vorn herein aus und eine Nachdichtung, die in diesem Fall einer stark ausgeprägten Persönlichkeit bedürfte, verfärbt mit der Fülle des Eigenen das Bild

des Dichters. Dieser Nachtheil nun muß wegfallen, wenn mehrere Persönlichkeiten als Nachschaffende einander gegenüberstanden, denn im Widerstreite des Individuellen klärt sich das Gemeinsame, das in diesem Fall die Eigenart des Dichters ist. Und dann stand mir bei einer Vielzahl von Autoren — Verlaine ist in Deutschland mehr als dreißigfach übersezt — immer die Möglichkeit offen, das Beste zu wählen und die Gesamtpersönlichkeit zur Geltung zu bringen, Verlaine den Mondscheinträumer, den Barnasänen und strenggläubigen Katholiken eben so wie Verlaine den Trunkenen, den Perversten und Libertin in Leben und Dichtung, den Verlaine seiner Verse, die nur ein Spiegel seines ewig wechselvollen, sehnfüchtig rastlosen Lebens sind. Von den Namen der Mitarbeiter werden dem deutschen Publikum die meisten wohl nicht fremd sein. Ich will aus ihrer Reihe nur Richard Dehmel, Franz Ewers, Caesar Blaischke, Karl Densell, Fritz Korgel, Hedwig Wachmann und Johannes Schlaf nennen, weil sie ein künstlerisches Niveau der Nachdichtung zuversichtlich versprechen, als ich allein es vermöchte.

Wien.

Stefan Zweig.



## Bankiers und Juristen.

Zweimal im Verlauf eines Monats hat die Börse den Juristenstand zu Gast geladen. In den ersten Septembertagen sahen die Heiligen Hallen der Burgstraße den Deutschen Juristentag zu fiderer Begrüßungsfeier versammelt und am neunzehnten und zwanzigsten September haben in Frankfurt am Main Bankiers und Juristen gemeinsam über Börsengesetz, Börsensteuer und Krisis Bericht gehalten. Die Börse hat es nöthig, um die Gunst der Juristen zu werden, denn bitteres Leid ist ihr durch Gesetzgebung und richterliche Praxis angethan worden. Die Juristenfeier in der Burgstraße hatte eigentlich mit solcher Duhlschaft nichts zu thun, denn die Börsenbehörde hatte nur den Raum zur Verfügung gestellt. Aber die stets zu Taktlosigkeit bereite Börsenpresse konnte sich allerlei Winke mit dem Zaunpfahl doch nicht versagen. Wahrscheinlich wollte sie die Kettesten der Kaufmannschaft gegen den Vorwurf schützen, wider allen Geschäftsbrauch Gefälligkeiten ohne Gegenleistung erweisen zu haben. So las man denn am Abend vor dem Fest: „Wenn die Jünger des Rechtes heute zwischen den Malterschrauben lustwandeln, werden sie zu der Einsicht kommen, daß es so nicht in einer Spielhölle aussieht. Sie werden sich überzeugen, daß es sich um eine Stätte handelt, wo zu ernster Arbeit ernste Männer zusammenkommen.“ Das ist Parvenulogik, die von dem gut sitzenden Wehrod geschwind auf das reine Herz und von dem Frau Frau seidener Unterröckchen auf noble Herkunft schießt. Seit wann aber sieht man auf den ersten Blick dem eleganten Salon an, ob er der hohen, der himmlischen Göttin, dem Jenu oder der Bordellwirthschaft dient? Das schöne Säulenhauß der Börse wird den Juristen wohl eher ästhetische als volkswirthschaftliche Gedanken suggerirt haben. Ausnahmen seien zugegeben. So freute sich ein Rechtsanwalt, der früher Bankcommis war, aufrichtig, den Platz wiederzusehen, von dem aus er damals, als es noch erlaubt war, nach allen Regeln der jetzt natürlich verpönten und verachteten Bankierkunst die Rundschau schnitt.

Gegen den Versuch der Bankiers, die Juristen ihrer Sache günstig zu stimmen, ist nichts einzunenden; fraglich ist nur, ob der jetzt gewählte Weg ans Ziel führen kann. Die Juristen scheiden sich in zwei große Gruppen, deren Wesensarten wenig mit einander gemein haben. Auf der einen Seite stehen die beamteten Herren, die Richter, Staatsanwälte, Professoren und Dozenten auf der anderen die Rechtsanwälte. Der Beruf bringt es mit sich, daß der Anwalt, je nach dem Mandat, das er übernimmt, bald börsenfreundliche, bald börsenfeindliche Schriftsätze anfertigen muß. Nur im Ton dieser Sätze wird sich die Gesinnung des Advokaten offenbaren. Nach Herkunft, Beruf und sozialer Stellung kennen die meisten Anwälte des Rechtes das Börsengetriebe viel zu genau, als daß sie den Giftbaum mit dem selben grimmigen Haß betrachten könnten, wie die beamteten und gelehrten Juristen es meist thun. Zu gewinnen braucht man im Grunde also nur die erste Gruppe. Das kann aber nur gelingen, wenn die Bankiers nicht von vorn herein annehmen, der Blick dieser würdigen Männer sei eben so wie ihr eigener von Scheuklappen beengt. Die juristisch vorgebildeten Bankiers, die für die Vermittlerrolle doch prädestinirt scheinen, weisen die Schaar der Berufsgenossen auch nicht auf den richtigen Weg, sondern handeln gewöhnlich nach dem Wahlspruch vorsichtiger Demagogen: Wir sind Eure Führer, darum folgen wir Euch! Der Juristentag bot dafür ein charakteristisches Beispiel. Der junge Assessor Solmssen, der unter Hansemanns wachsamem Auge im Kabinet der Diskontogesellschaft als Kronpräsident erzogen wird und allgemein für einen tüchtigen Fachmann gilt, sprach über die Kartelle. Die Behandlung dieses schwierigen Stoffes führte dann ja zu dem wunderlichen Resultat, daß man sich entschloß, auf so klüftereichem Boden lieber nichts zu unternehmen. Wenn auch Herr Solmssen vor übereilten Schritten gewarnt hätte, wäre er deshalb nicht zu tadeln gewesen. Niemand hätte sich darüber gewundert. Aber Solmssen bestieg die Tribüne des Abgeordnetenhauses und hielt eine donnernde Philippika gegen . . . wirtschaftliche Ausnahmegerese. Er rief, man solle nicht etwa, wie es schon durch das Börsengesetz geschehen sei, künftig nun auch noch durch Polizeiaufsicht über die Kartelle Industrie und Kaufmannschaft knechten. In dieser Rede war der schlimmste Fehler unserer Bankiers zu spüren: das blinde, gegen jede Fessel störrige Manchesterthum. Die wahre, nützliche Freiheit aber ist nicht fessellos. Die schrankenlose Ungebundenheit des Einzelnen muß zur Unfreiheit anderer Individuen führen. Will der Bankier für das Lebensrecht seines Standes agitiren, dann muß er dem gelehrten Richter, der im Gesetz ein wesentliches Werkzeug allgemeiner Sozialpolitik erblickt, den Koncessionen machen. Er muß zugestehen, daß Mißstände vorhanden sind, gegen die das Gesetz einzuschreiten hat, und nur darauf hinzuwirken suchen, daß der Blutumlauf im Wirtschaftskörper nicht durch schlechte, knebelnde, einschnürende Gesetze gehemmt wird. Wenn man aber, wie Solmssen, in der Kartellfrage auf dem dürren Boden des Manchesterdogmas steht, so fordert man den Widerspruch geradezu heraus; und die Folge solcher Einseitigkeit sind dann unsinnige Gesetze. Ein ähnlicher Fehler wurde in Frankfurt gemacht. Man fordert die Aufhebung des Börsengesetzes; meinetwegen. Aber man schreit auch in die Welt hinaus, die Schuld an allem sichtbaren und unsichtbaren Wirtschaftelend sei dem Verbot des Terminhandels zuzuschreiben. Mit so läppißen Uebertreibungen nützt man nur den Gegnern und trägt schließlich selbst die Verant-

wortung, wenn die durchaus notwendige Börsenreform bis zu den Griechischen Kalenden vertagt wird. Das Börsengesetz kam, weil es kommen mußte, weil es eine Nothwendigkeit geworden war. Wenn die Börsenorgane von Anfang an 'dieser Prinzip' der Gesetzgebung nüchtern und vernünftig ausgesagt und zu gegeben hätten, daß Uebelstände vorhanden sind und daß es nicht länger anging, eine so tief ins Volksleben hineinreichende Institution ohne gesetzliche Regelung zu lassen: dann wäre Vieles anders gekommen. So aber stieß die Regierung bei allen Sachverständigen auf schroffste Ablehnung, dem süßen Pöbel wurde — eine dankbare Aufgabe für die ministerielle Demagogie — die Beseitigung der vom Giftbaum drohenden Gefahr verhießen, — und wir bekamen das Verbot des Terminhandels und die korrumpirende Möglichkeit, ohne Risiko, auf Kosten des Bankiers, überall herumzuspelutieren. Aus diesem Unfall mußten die Bankiers Manches gelernt haben. Verständige Leute wenigstens, wie Nieher, der im Verkehr mit seinem engeren Kollegen Kaempf doch gemerkt haben muß, wie gefährlich die blumige Phrase ist, sollten den Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes vor dem Beschreiten so falscher Wege eindringlich warnen.

Niemand kann sich heute ja darüber täuschen, daß die sozialistische Heilslehre nun einmal der politisch mächtigste Faktor geworden ist. Die Leute ohne sozialpolitisches Empfinden sind nachgerade schon eine Seltenheit geworden; kluge Politiker, die Etwas erreichen wollen, schaffen sich mindestens den Schein solchen Empfindens an. Der ungeheure Erfolg der Marx und Rodbertus zeigt sich ganz besonders deutlich darin, daß die Gegner des kommunistischen und des christlich-konservativen Sozialismus kein anderes Mittel zur Bekämpfung dieser Tendenzen finden als das: die Hauptgedanken des Feindes zu verwirklichen. Ohne Sozialdemokratie keine Sozialpolitik, hat selbst Bismarck gesagt. Mit diesem Zug der Zeit muß auch der Bankier und der Industrielle rechnen. Die Neigung zum Sozialismus hat schließlich auch unserem Börsengesetz ins Leben geholfen. Ich schätze persönlich die Börse als einen ungemein wichtigen Faktor der kapitalistischen Wirtschaftsmethode sehr hoch; aber ich kann mich der Erkenntniß ihrer Mängel nicht verschließen und ich bin sicher: Jeder, der, erfüllt von dem Geist moderner Sozialpolitik, an eine Kritik dieses wichtigen Wirtschaftorgans geht, wird, vielleicht staunend, finden, daß selbst gehässige Angriffe, die in lange vergangenen Zeiten schon gegen die Börse geschleudert wurden, nicht ohne berechtigten Kern sind, dem auch der Bankier anerkennen sollte. Einer der Punkte, die seit Mirabeaus Tagen schon das Angriffsziel sind, ist das Aktienagio. Dem großen Bankrechner scheint dieses Agio unentbehrlich, weil er es zu finanziellen Taschenspielerkunststücken benutzen kann, denen die Menge bewundernd zuguckt. Ganz wird das Agio nicht zu beseitigen sein; doch man sollte wenigstens einräumen, daß es schädlich ist. Nehmen wir an, eine Gesellschaft, die mit einem Aktienkapital von einer Million Mark gegründet wird, bringt ihre Aktien zum Parikurs an die Börse. Die Gesellschaft vertheilt im zweiten Jahr ihres Bestehens 10 Prozent Dividende: die Aktien steigen auf 200. Der Liquidationwerth der Gesellschaft ist nicht größer als 1 Million geworden, aber die Börse investirt die Gesellschaft plötzlich mit 2 Millionen; denn so viel steckt im Kurswerth des Aktienkapitals. Dieser Mehrwerth — das Wort ist hier natürlich nicht im marxischen Sinn zu verstehen — von einer Million Mark ist ein rein fiktiver. In das Unternehmen ist nur eine Million Mark

gefloßen und nur diese eine Million arbeitet wirthschaftlich, ist wirthschaftlich berechtigt. In Zeiten, wo die Spekulation ihre tollsten Sprünge macht, werden auf diese Weise von der Böse sehr große Summen absorbiert, die in der Wirthschaft nicht thätig, die nur das Produkt der Zockerie sind. Diese Seite der Agiotage hat man bisher noch nicht genug beachtet. Gegen sie ist das Börsengesetz unwirksam; hier muß das Aktiengesetz Abhilfe schaffen. Ueberhaupt sieht man von Tag zu Tag klarer, wie „dringend und drängend“, um im Stil des Juristentages zu sprechen, die Reform unseres Aktienrechtes ist. Der moderne sozialpolitische Geist muß das Agio bekämpfen; und er kann auch die dazu geeigneten Waffen liefern. Ein gesetzliches Verbot wäre thöricht, weil zwecklos. Viel aber wäre schon gewonnen, wenn man durch sozialpolitische Verpflichtungen die Dividenden schmälerte. Die Aktiengesellschaft schuldet der Allgemeinheit höhere Pflichtleistung als der Privatgeschäftsmann. Sie sonnt sich im Segen einer beinahe patentirten Rechtsfähigkeit, sie ist aber außerdem der Gipfel aller kapitalistischen Unternehmungen, weil man für ihr Gedeihen nicht mehr die sonst so beliebte Umernehmerintelligenz ins Feld führen kann. Der Aktionär giebt nur das Kapital, mit dem er die Intelligenz der von ihm Anzustellenden kauft. Mit Recht darf man deshalb verlangen, daß er mit den Angestellten den Verdienst, der über eine angemessene Verzinsung seines Kapitals hinausgeht, theilt. Dadurch würde die Dividende gemindert und ein großer Theil des volkwirthschaftlich unheilvollen Agios beseitigt. Ob man diesen Gewinnantheil den Organisationen der zum Betrieb gehörenden Arbeiter oder den Arbeitern der einzelnen Fabrik zukommen lassen, ob man alljährlich theilen oder das Geld zu Witwen-, Waisen- oder Invalidenfonds aufspeichern will: diese Fragen brauchen heute noch nicht beantwortet zu werden. Freilich: ich höre schon das Wuthgeheul der „geschädigten Aktionäre“. Im Grunde würden sie gar nicht geschädigt. Bleiben wir bei dem vorhin gewählten Beispiel. Die ersten Aktionäre unserer Gesellschaft, die eine Million hergegeben, die Aktien zu Pari erworben haben und nun bei 10 Prozent Dividende eine Verzinsung von 90 Prozent erzielen, haben gewöhnlich schon nach der ersten Kurssteigerung ihre Aktien verkauft; die meisten Aktionäre erwerben ihren Besitz erst zum Preis von ungefähr 200, als den Anderen keine Gewinn-Agnoce mehr zu machen. Sie kaufen... 1000... 100... 10... 5 Prozent Dividende auf eine Aktie bekommen, die 100 steht, oder 10 Prozent Dividende auf eine Aktie, für die sie ein Aufgeld von 100 Prozent bezahlten mußten. Im Gegentheil: sie wären viel besser dran, wenn sie 2000 Mark in zwei Aktien zu 100 als in einer zu 200 anlegten, weil ihre Beteiligungsam wirklichen Kapital dadurch natürlich größer würde. Sie hätten dann nicht mehr, wie heute, nur 1000 Mark fundirtes Kapital und 1000 Mark, die lediglich auf den Ertrag gestellt sind und, wie alle Erfahrung lehrt, da nicht ganz sicher stehen.

Wenn die Bankiers die Zeichen der Zeit zu deuten verstünden, würden sie sich mit diesen Gedanken, ehe es zu spät ist, befreunden und selbst an der Aufgabe mitarbeiten, für die Uebergangszeit vernünftige Bestimmungen zu erfinden.

Blutus.